This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

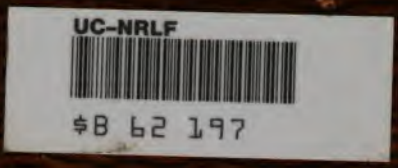
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P
587
S4



YC 51669

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·

Die

neueste sprachforschung

und die erklärung

des

indogermanischen ablautes

von

Dr. Hermann Collitz.

Separatabzug aus dem elften bande der beiträge zur kunde der indogermanischen sprachen.

Göttingen,
Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag.
1886.

P587
S4

Die untersuchung des indogermanischen ablautes ist mit dem bekannten aufsatze Johannes Schmidts „Zwei arische *a*-laute und die palatalen“ (K. Z. 25 s. 1—179) in ein neues stadium getreten. Namentlich ist den einseitigen anschauungen gegenüber, die von Brugmann, Osthoff und anderen mitgliedern der sogenannten junggrammatischen schule vertreten wurden, nach zwei richtungen hin durch Schmidt ein wesentlicher fortschritt erzielt.

Mit einigen beobachtungen, die sich alsbald als unzureichend, zum teil geradezu als unrichtig herausstellten, hatte Brugmann vergeblich die annahme Amelungs zu stützen gesucht, dass auch die arischen sprachen ursprünglich eine verschiedene, dem bunten vocalismus der europäischen sprachen analoge vocalfärbung besessen hätten. Schmidt hat mit hülfe der von ihm gefundenen erklärung der arischen palatale den beweis für jene hypothese geliefert [1]). Seitdem kann zu den sicheren resultaten

[1]) Ziemlich gleichzeitig habe auch ich an der geschichte der palatale die ursprünglichkeit des europäischen vocalismus darzulegen unternommen in diesen Beitr. III 177 ff. Ferner ist das palatalgesetz, wie Schmidt s. 63 angibt (vergleiche auch meine bemerkung im Anzeiger f. d. alt. V 336 f.) selbständig gefunden von V. Thomsen, K. Verner, F. de Saussure. Ich benutze diese gelegenheit, um von einer mitteilung gebrauch zu machen, die ich nach dem erscheinen meiner arbeit von herrn prof. Thomsen in Kopenhagen erhielt, demselben dessen namen ich eben erwähnte. Darnach hatte auch prof. E. Tegnér in Lund dieselbe erklärung gefunden und auch schon angefangen, eine abhandlung über den gegenstand drucken zu lassen. „Die entdeckung scheint gewissermassen in der luft gelegen zu haben“ bemerkt prof. Thomsen mit recht. Ich nehme ferner gelegenheit, aus demselben briefe Thomsens die folgende stelle mitzuteilen, aus der hervorgeht, wie eingehend sich Th. mit unserem probleme beschäftigt hatte und die mich, besonders so lange nicht Schmidts arbeit erschienen war, sehr bedauern liess, dass Thomsen von dem drucke seines manuscriptes abstand genommen hatte. „Wenn ich Ihnen mein manuscript senden würde“ schreibt Th., „würden Sie sehen, wie merkwürdig wir in dem ganzen gang der untersuchung, ja bisweilen in den worten selbst übereinstimmen ... Ihre exempli-

M324825

der vergleichenden sprachwissenschaft die wichtige erkenntnis gezählt werden, dass das vocalsystem der indogermanischen ursprache nicht bloss auf den drei sogenannten grundvocalen *a i u* sich aufbaut, sondern dass neben der *a*-reihe auch eine *e*-reihe schon in der ursprache bestanden hat.

Andrerseits hatte Brugmann die beschaffenheit der „starken" stufe des ablautes, d. h. der stufe mit langem vocal, durchaus verkannt. Er hatte behauptet, die ausbildung der in den europäischen sprachen erscheinenden langen vocale der *a*-reihe (*e/o*-reihe) sei „verhältnismässig jung" und hatte die in den arischen sprachen erscheinenden längen dieser vocalreihe, soweit sie in offenen silben stehen, mit kurzen vocalen der europäischen sprachen gleichgesetzt. Auf diese weise glaubte er einen grundsprachlichen „mittelzeitigen" vocal und ein „gesetz" gefunden zu haben, nach welchem dieser eigentümliche vocal in den arischen sprachen lang und in den europäischen sprachen kurz erscheine. Mit grosser zähigkeit haben Brugmann und seine freunde an diesen ansichten festgehalten, trotz dem widerspruche auf den sie alsbald stiessen[1]). Dem gegenüber gebührt Schmidt das verdienst, eine auffassung des ablautes angebahnt zu haben, in der die langen vocale sowohl der arischen wie der europäischen sprachen ihren platz finden, indem diese wie jene als regelrechte nachfolger ursprünglicher langer vocale erscheinen. Ich für mein teil habe die tief eindringenden forschungen Schmidts um so mehr mit freuden

---

fication ist vielleicht in gewissen partien etwas reichlicher als sie bei mir geworden wäre, z. b. s. 233 f., wo ich keine vollständigkeit beabsichtigte; dagegen würde ich etwas näher auf die s. 219 note 1 angedeuteten fragen eingegangen sein. Was die ordnung des ganzen betrifft, hatte ich zuerst das verhältnis vor *i* (s. 200—207), sodann das vor *u* und consonanten (s. 228 ff.) behandelt, um gleich am anfang zu zeigen, wie in der tat die palatalisierung oder nicht-palatalisierung von dem folgenden laut abhängig ist; dann erst die zwei phasen vor *a*. So scheint mir die ganze schlussreihe klarer hervorzutreten, das ist ja aber eine geschmackssache".

[1]) Man muss dabei allerdings in betracht ziehen, dass die junggrammatische schule ein interesse daran hatte oder doch, wie man aus einer äusserung Brugmanns (Morph. unters. III 97) schliessen darf, ein interesse zu haben glaubte, so hartnäckig zu sein. Die junggrammatiker glaubten mit diesen seltsamen annahmen dasjenige erweisen und sich die priorität für dasjenige vindicieren zu können, was wir anderen mit dem palatalgesetze bewiesen haben.

begrüsst, als auch ich mich bereits (in diesen Beitr. II 291 ff.) gegen Brugmanns mittelzeitigen vocal und gegen seine auffassung der langen vocale ausgesprochen hatte. Meine absicht ging vornehmlich dahin, Brugmanns gründe als nichtig zu erweisen; Schmidt hat es zugleich unternommen, und in der hauptsache mit glücklichem erfolge, für die auffassung der starken vocalstufe das zu leisten, was Brugmann mislungen war.

Die junggrammatische schule, die vor etwa einem jahrzehnt neben ihren unhaltbaren ansichten auch einige sehr dankenswerte beiträge zur erklärung des ablautes beigesteuert hat, ist in der letzten zeit an brauchbaren gedanken nicht gerade fruchtbar gewesen. Die untersuchung der stammabstufung und des indogermanischen vocalismus hat sich seit einigen jahren vorwiegend auf der von Schmidt eingeschlagenen bahn bewegt. Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als die heisssporne der junggrammatischen partei — ich meine namentlich die herren Brugmann und Paul — statt das neue mit dank anzuerkennen, das wir durch Schmidt gelernt haben, vielmehr das bestreben zeigen, die hohe achtung, welche dieser gelehrte allgemein in unsrer wissenschaft geniesst, zu verringern und seine verdienste herabzusetzen[1]). Den anlass zu ihren hässlichen angriffen entnehmen sie aus der stellung, die Schmidt (K. Z. 26 s. 329 f. u. D. lit.-ztg. 1885 sp. 339 ff.) ihrer angeblichen „neuen methode" gegenüber eingenommen hat. Schmidt hat den verkündigern dieser methode nicht ein so günstiges zeugnis ausgestellt, wie diese es sich gegenseitig zu geben pflegen. Er hat darauf hingewiesen, dass die heute in der sprachwissenschaft gültigen methodischen principien im wesentlichen schon auf Schleicher zurückgehen und hat gleichzeitig hervorgehoben, dass methodologische erörterungen für die wirkliche förderung der wissenschaft nicht die bedeutung haben, welche die jung-

[1]) Es tritt das am auffälligsten in Pauls anzeige der Brugmannschen schrift „Zum heutigen stand der sprachwissenschaft" im Lit. centralbl. 1885 no. 24 (sp. 816) hervor. Ich kann dabei nicht umhin, meine verwunderung darüber an den tag zu legen, dass gerade prof. Paul zu einem geringschätzigen urteile über Schmidts wissenschaftliche tätigkeit sich veranlasst sieht. Paul hat doch, so oft er mit Schmidt in wissenschaftlichen fragen in berührung gekommen ist, seine überlegenheit nicht documentiert, am wenigsten neulich in der frage des gotischen *au* vor vocalen. Ich sollte meinen, er hätte allen grund, Schmidt gegenüber sehr bescheiden aufzutreten.

grammatiker ihnen beimessen. Ich teile den standpunkt Schmidts vollkommen und halte es, nachdem ich mich bereits früher gelegentlich in ähnlichem sinne ausgesprochen, jetzt, angesichts der bemühungen der herren Brugmann und Paul, Schmidt zu discreditieren, um so mehr für geboten, meiner zustimmung ausdruck zu geben.

Die methode der vergleichenden sprachwissenschaft hat einmal und meines wissens, so lange diese wissenschaft besteht, nur einmal eine wesentliche umgestaltung erfahren. Sie rührt her von Schleicher, der zuerst den versuch gemacht hat, die indogermanische ursprache nach ihren lauten und formen aus den einzelnen überlieferten sprachen zu reconstruieren. Dieses unternehmen war für die methode der vergleichenden sprachforschung deshalb so überaus wichtig, weil es erst dadurch möglich geworden ist, die grundsätze der historischen sprachforschung auch auf die vorhistorische epoche der indogermanischen sprachen anzuwenden. Denn die reconstruction der indogermanischen ursprache führt weiter zu dem versuche, die kluft auszufüllen, welche zwischen dieser ältesten erreichbaren gestalt des indogermanischen sprachorganismus und dem beginne der historischen überlieferung innerhalb der einzelsprachen liegt.

Schleicher ist gleichzeitig bemüht gewesen, sich klar zu werden über das wesen der factoren, auf denen die entwickelung der sprache beruht. Er hat seine ansichten darüber am eingehendsten dargelegt in der einleitung zu seinem buche „Die deutsche sprache“ (Stuttgart 1860). Die veränderungen, die sich in den sprachen in historischer zeit vollziehen, gelten ihm als verfall der sprache. Er stellt dabei die „gesetzmässige veränderung der ursprünglichen laute“ (s. 58), die zu immer grösserer mannigfaltigkeit der formen führe, in gegensatz zur „analogie“, die den ursprünglichen reichtum an formen beschränke. Das wesen der analogie charakterisiert er (s. 60 f.) folgendermassen: „Schon in älteren sprachperioden, zu einer zeit, in welcher die laute noch standhafter sind, beginnt sich eine macht geltend zu machen und feindlich auf die mannigfaltigkeit der formen zu wirken und sie mehr und mehr nur auf das allernotwendigste zu beschränken. Dies ist die oben schon erwähnte anähnlichung namentlich der weniger häufig in der

sprache gebrauchten, in ihrer besonderheit aber wohl gerechtfertigten formen, an andere, vor allem an vielfach gebrauchte und so sich stark ins sprachliche gefühl einprägende, die analogie. Das streben nach bequemer uniformierung, nach behandlung möglichst vieler worte auf einerlei art und das immer mehr ersterbende gefühl für die bedeutung und den ursprung des besonderen hat zur folge, dass spätere sprachen weniger grammatische formen besitzen als ursprünglichere, dass der bau der sprache mit der zeit sich immer mehr vereinfacht. Der alte reichtum an formen wird als entbehrliche last nunmehr bei seite geworfen. Während also die sprachen im verlaufe ihres späteren lebens an lautmannigfaltigkeit zunehmen, verlieren sie die ältere fülle grammatischer formen". Man beachte dass die wirkung der analogie für Schleicher hier gleichbedeutend ist mit vereinfachung der sprachlichen form, und man wird seine meinung, dass die umbildung der sprache teils durch lautgesetze, teils durch analogie bedingt sei — während die erhaltung der sprachlichen formen nach seiner ansicht ein lebendiges sprachgefühl voraussetzt — deutlich genug in den folgenden worten (ebd. s. 65) ausgedrückt finden: „Wir wollen das gefühl für die function des wortes und seiner teile kurzweg sprachgefühl nennen. Das sprachgefühl ist also der schutzgeist der sprachlichen form; in dem masse wie er weicht und zuletzt ganz schwindet, bricht das lautliche verderben über das wort herein. Sprachgefühl und integrität der lautlichen form stehen also in geradem; sprachgefühl und lautgesetze, analogie, vereinfachung der sprachlichen form in umgekehrtem verhältnisse zu einander".

Schleicher gebraucht den ausdruck „lautgesetz" in keinem anderen sinne, als wir heute tun. Es wäre aussichtslos, in seinen schriften nach einer stelle zu suchen, wo er die strenge handhabung der lautgesetze von sich abwiese. Vielmehr hat er wiederholt hervorgehoben, dass er die lautgesetze so consequent wie möglich durchzuführen suche. Eine äusserung dieser art findet sich bereits in einem kleinen aus dem jahre 1856 stammenden aufsatze, der in den beiträgen zur vergl. sprachforschung hrsg. v. Kuhn u. Schleicher bd. I s. 48 f. veröffentlicht ist. Schleicher sagt dort (s. 49): „Dieser fall ist sehr lehrreich, denn er zeigt, dass es vom übel ist deutungen

gegen die lautgesetze zu unternehmen; ein punkt gegen den so viel und so oft verstossen wird, weil es den meisten schwerer ankömmt einzugestehen: ‚das weiss ich noch nicht' als eine sünde gegen die sprachwissenschaftliche methode zu begehen". Und in einklang damit spricht sich Schleicher einige jahre später in seinem Compendium (s. 15 f. anm.) folgendermassen aus: „Gegenwärtig stehen sich in der indogermanischen sprachwissenschaft zwei richtungen einander gegenüber. Die anhänger der einen haben sich strenges festhalten an den lautgesetzen zum grundsatze gemacht (so .... der vfr. des vorliegenden comp. u. a.); die andere richtung .... glaubt sich durch die bisher erkannten lautgesetze bei deutung und erklärung der sprachformen nicht wesentlich hindern lassen zu dürfen".

Mit recht sagt Brugmann (Zum heutigen stand d. sprachw. s. 131) „Schleichers methodische principien waren sicher in seinen vorlesungen und wissenschaftlichen gesprächen keine andern, als in seinen publicationen". Es spricht in der tat alles dafür, dass Schleicher in seinen vorlesungen und im persönlichen verkehre mit seinen schülern die regelmässigkeit des lautwandels ebenso sehr betont hat, wie in seinen schriften. Ich citiere zunächst zwei stellen aus Joh. Schmidts nachruf auf Schleicher in den Beiträgen zur vergl. sprachf. bd. VI s. 253: „Er bekannte es gern, dass er ein sclave der lautgesetze wäre, welche er bis ins einzelste beobachtete" und „Die organische entwickelung in ihrer continuität, ohne sprünge, nach inneren treibenden ursachen, ist der leitstern, welchem Schleicher bei allen seinen untersuchungen gefolgt ist". Ausserdem will ich anführen, dass mich vor kurzem ein hervorragender philologe, der zu Schleichers ehemaligen zuhörern zählt, versicherte, man habe in dessen vorlesungen oft genug den satz hören können: „Die lautgesetze erleiden keine ausnahmen".

Schleicher scheint mir auch den gegensatz zwischen „lautgesetz" und „analogie" an den vorhin angegebenen stellen nicht wesentlich anders zu fassen, als es Leskien in seiner schrift „Die declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen" (Leipzig 1876) in den folgenden sätzen (s. 2) tut: „Die entwicklung einer bestimmten flexionsreihe, also hier der declination, unterliegt dem einfluss zweier momente. Jede sprache besitzt zur zeit ihres entstehens als einzelsprache eine gewisse anzahl von casusformen, herübergebracht aus der periode ihres

zusammenlebens mit einer oder mehreren verwanten sprachen. Diese formen nehmen ausnahmslos die gestalt an, welche die wirkung der lautgesetze, vor allen der hier namentlich in betracht kommenden auslautsgesetze, hervorbringen muss. So weit ist die entwicklung einfach und, wie man sagen kann, regelrecht. Nun erscheinen aber tatsächlich in der einen sprache mehr, in der anderen weniger bildungen, deren gestalt durch die wirkung der lautgesetze nicht erklärt werden kann, aber auch nicht erklärt werden darf; sie sind der stammclasse oder der function, der sie dem sprachgebrauche nach anzugehören scheinen, ursprünglich fremd, einer anderen stammclasse entlehnt oder mit einer ihnen von hause aus nicht zukommenden function versehen, mit einem worte analogiebildungen. Beide momente, lautgesetzliche umbildung und analogie, erklären die in einer bestimmten periode vorhandene gestalt der declination einer sprache, wie jeder art der flexion, und nur diese beiden momente kommen in betracht".

Wenn also Brugmann meint (Zum heutigen stand d. sprachw. s. 130), man sehe sich vergeblich in Schleichers schriften nach einem ausspruch um, den man mit der Leskienschen lehre zu identificieren berechtigt wäre, so glaube ich, dass das eigentümliche bestreben, mit der junggrammatischen schule auf jeden fall eine ganz neue aera der sprachwissenschaft beginnen zu lassen, ihn blind macht gegen das, was andere sehen.

Dasselbe bestreben verleitet Brugmann (a. a. o. 131 ff.) dazu, die fortschritte, die wir seit Schleicher in der erkenntnis von lautgesetzen gemacht haben, diesem als einen mangel der methode aufzumutzen. Sein freund Paul verkündet darauf hin (Lit. centralbl. 1885 sp. 816), der gedanke an eine consequente durchführung der lautgesetze habe Schleicher noch recht fern gelegen. Schleicher also sollte von einer „gesetzmässigen veränderung der laute" gesprochen und an die durchführung dieses satzes noch nicht gedacht haben? Er konnte den satz natürlich nur so weit durchführen, als er lautgesetze nachzuweisen vermochte. Wir kennen heute mehr lautgesetze als er und können den satz noch consequenter durchführen. Völlige gesetzmässigkeit in der lautvertretung nachzuweisen sind wir auch heute noch nicht im stande. Wir müssen z. b. zugestehen, dass ursprüngliches *q* im Griechischen bald durch

π, bezw. τ, bald durch $\varkappa$ vertreten ist und dass ursprüngliches *gh* im Lateinischen bald durch *f*, bald durch *h*, bald durch *g* fortgesetzt wird, ohne dass wir den grund für die verschiedenartige behandlung anzugeben wissen. Was soll es, dass Brugmann eine anzahl solcher beispiele aus Schleichers und Schmidts schriften zusammenstellt, um zu zeigen, dass ihnen der gedanke an gesetzmässigkeit der lautvertretung fern gelegen habe? Es ist unbillig, von Schleicher zu verlangen, er solle bereits vor zwei decennien im stande gewesen sein, das zu leisten, was wir heute noch nicht zu leisten vermögen; oder er solle wenigstens in jedem falle, wo er noch eine mehrfache lautvertretung zulassen musste, für einen Brugmann oder Paul die versicherung beigefügt haben, dass es ihm mit seiner ansicht von der „gesetzmässigen vertretung der ursprünglichen laute" trotzdem ernst sei.

Die erweiterung unsrer kenntniss der lautgesetze hat innerhalb der einzelnen sprachen zu einer genaueren abgrenzung des gebietes der lautgesetze und der analogiebildungen geführt. Es sind dabei im laufe der zeit manche formen als analogiebildungen erwiesen, die man früher für lautgesetzliche bildungen ansah. Im zusammenhange damit haben es mehrere gelehrte für nützlich gehalten, auf die wichtigkeit des erklärungsprincipes der analogie oder formübertragung hinzuweisen. Namentlich verdient in dieser beziehung Scherer genannt zu werden, nach ihm dann besonders Leskien. Gewiss haben sich diese gelehrten dadurch um die förderung der wissenschaft verdient gemacht. Es ist nicht am wenigsten ihren bemühungen zu danken, dass durch schärfere sonderung der lautgesetzlichen weiterbildungen und der formalen neubildungen unsre einsicht in die geschichte der indogermanischen sprachen wesentlich zugenommen hat. Vergebens aber sucht man nach dem principiellen gegensatze, den die junggrammatische schule zu ihren gunsten statuieren möchte. Die scheidung zwischen regelmässiger, lautgesetzlicher vererbung des alten sprachgutes und zwischen unregelmässigen, formalen neubildungen war Schleicher bekannt. Es hat sich nicht um einführung neuer, sondern um anwendung und verwertung bereits bekannter principien gehandelt. Wir sind dabei im einzelnen über Schleicher hinaus gekommen. Auch in methodischer hinsicht war im einzelnen

vielleicht einiges anders zu fassen[1]). Aber mehr als seine ansichten über das verhältnis von lautgesetz und analogie bedurften andere anschauungen Schleichers der correctur. Aufgegeben z. b. ist heute Schleichers scheidung einer vorhistorischen epoche der entwickelung und einer historischen epoche des verfalls in den sprachen (D. deutsche spr. s. 35 ff.; Compendium s. 4 u. s.). Treffend bemerkte dagegen Scherer ZGDS. (1868) s. X[2]): „Man wird sich der einsicht kaum mehr lange verschliessen können, dass die unterscheidung zwischen entwickelung und verfall oder — wie man sich auch wol ausdrückte — zwischen natur und geschichte der sprache auf einem irrtume beruhe. Ich meinerseits habe überall nur entwickelung, nur geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschliessen, eine sprache als fertiges resultat vorhistorischer, unenthüllbarer ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen andern unterschied zwischen vorhistorisch und historisch zu erkennen, als die wesentlich andere beschaffenheit der quellen und die entsprechende stärkere oder geringere beteiligung des combinierenden, construierenden forschers an der historiographischen arbeit". Ferner haben Schleichers anschauungen über das wesen der spaltung einer sprache in verschiedene dialekte und sprachen mehr und mehr der theorie weichen müssen, die Schmidt in seiner schrift „Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen" (1872) aufgestellt hat. So liesse sich noch manches andere nennen. Aber gesetzt, wir hielten diese abweichungen für ausreichend,

---

[1]) Freilich gilt es mir nicht als ein fortschritt über Schleicher hinaus, wenn Osthoff in dem vortrage „Das physiologische u. psychologische moment in der sprachlichen formenbildung" (Berlin 1879) bei den lautgesetzlichen veränderungen das psychologische moment ausschliessen will. Dagegen mit recht G. Curtius „Zur kritik d. neuesten sprachforschung" s. 44 f. [2]) Scherers buch „Zur gesch. d. deutschen sprache" (2. aufl. 1878) enthält eine fülle fruchtbarer gedanken über aufgabe und principien der sprachwissenschaft, deren tragweite heut zu tage nicht nach gebühr anerkannt wird. So scheint mir z. b. der vorgang der „wurzelübertragung", auf den Scherer wiederholt (bes. s. XIV f. u. 241 ff. der 2. aufl.) hinweist, grössere beachtung zu verdienen, als er bisher gefunden hat. Vielleicht wird die zeit kommen, wo die vergleichende etymologie aus diesem gesichtspunkte ähnlichen nutzen zieht, wie ihn die vergleichende grammatik — namentlich auch durch Scherers anregung — aus dem gesichtspunkte der formübertragung gezogen hat.

uns von Schleicher loszusagen: sollten wir die neue epoche dann mit Scherers vorhin genanntem buche oder mit Schmidts eben erwähnter schrift oder etwa noch später beginnen lassen? Wir sind ganz allmählich dahin gelangt, einen teil der theoretischen meinungen Schleichers gegen andere meinungen einzutauschen. Im ganzen genommen aber stehen wir Schleicher gerade in unsrer methode näher als die junggrammatiker zugeben wollen. Ich glaube, Schmidt hatte recht, wenn er in seinen vorlesungen gelegentlich sagte, Schleichers methode trage die mittel zur ihrer correctur in sich selber. Was uns von Schleicher trennt, steht nach meiner überzeugung zurück hinter dem, was uns mit ihm vereint.

Hiernach stelle ich dem Brugmann-Paulschen urteile über das verhältnis der heutigen sprachforschung zu Schleicher dasjenige eines französischen gelehrten, V. Henry, in der Revue crit. 1885 p. 135 (no. 34) gegenüber. Es heisst dort: „Il s'agit de savoir si c'est l'école de Schleicher ou celle des néogrammairiens qui a la première proclamé et appliqué avec rigueur le principe de la constance des lois phonétiques. M. B[rugmann] n'accorde cet honneur qu'à M. Leskien, et il a beau jeu, en effet, à faire ressortir l'arbitraire de certaines reconstructions de Schleicher et de M. J. Schmidt lui-même. Mais ce sont chicanes de détail. Il n'en reste pas moins que Schleicher, par la tournure scientifique de son esprit, par sa méthode consistant à descendre des formes primitives restituées aux formes historiques, par l'erreur même qui lui faisait ranger la linguistique au nombre des sciences naturelles, a préparé le mouvement actuel, s'il n'en a à son insu donné le signal. Ceux qui avaient accepté sa forte discipline se sont pliés sans peine à celle, plus rigoureuse encore, que leur imposent les temps nouveaux; et, pour me résumer, j'oserais presque dire que, si une mort prématurée ne l'eût ravi à la science, il serait aujourd'hui l'un des plus fermes tenants des doctrines que condamne M. Curtius".

Eine andere frage ist es, ob die art beifall verdient, in der die junggrammatische schule lautgesetze und analogie in der praxis zu scheiden gesucht hat. Es mag sein, dass in dieser beziehung auch ausserhalb der junggrammatischen schule zuweilen gefehlt ist. Aber namentlich die mitglieder dieser

schule sind von dem vorwurfe nicht frei zu sprechen, dass sie allzu oft in der annahme von lautgesetzen nicht die nötige vorsicht bewiesen und vorschnell die vermeintlichen ausnahmen der lautgesetze für analogiebildungen ausgegeben haben. Die analogie galt ihnen als eine art panacee, die überall da helfen sollte, wo die lautgesetze versagten. Dabei bedachten sie nicht, dass unsere kenntnis der lautgesetze, mag sie sich auch seit Schleicher erheblich erweitert haben, doch noch keineswegs am ziele angelangt ist. Es gibt genug fälle, in denen wir tatsächlich nicht entscheiden können, ob ein lautgesetz oder ob analogie gewirkt hat; es gibt andere fälle, in denen wir die wirkung eines dieser beiden factoren vermuten können, ohne im stande zu sein, die art der einwirkung im einzelnen klar zu legen. Sache einer vorsichtigen methode ist es, in solchen fällen offen zu bekennen, dass wir vor problemen stehen, deren lösung der zukunft vorbehalten bleiben muss. Diese vorsicht liess die junggrammatische schule allzusehr vermissen.

Die differenz welche in dieser beziehung in der praxis zwischen den junggrammatikern und anderen sprachforschern besteht, hat Schmidt K. Z. 26 s. 329—331 zutreffend gekennzeichnet. Ich hebe aus seinen ausführungen namentlich folgende sätze hervor: „Blind wirkende lautgesetze und sie durchkreuzende falsche analogien sind die beiden factoren, durch deren zusammenwirken Schleicher und die ihm folgenden alle umgestaltungen der worte von der ursprache hinab bis auf den heutigen tag erklären. Formuliert man diese methode aber mit Brugmann dahin, dass überall, wo zwei erweislich verwandte formen auf lautgesetzlichem wege mit einander nicht zu vermitteln sind, „die eine der beiden bildungen als associationsbildung angesehen werden muss“ (Ztschr. XXIV, 8), dann hängt alles davon ab, wie man den ausdruck „lautgesetzlich“ versteht. Richtig ist Brugmanns satz vielleicht im munde desjenigen, der sich rühmen darf, alle lautgesetze, welche innerhalb des ganzen sprachlebens gewirkt haben, zu kennen. Ob diese vollständige kenntniss überhaupt zu gewinnen ist, kann heute niemand beurteilen. Von uns lebenden wird sie sicher keinem zu teil werden, von uns kann also auch niemand etwaigen anderen später zur kenntnis gelangenden kräften des sprachlebens die existenz deshalb absprechen, weil wir sie nicht kennen. Soll aber „lautgesetzlich“ den ihm von Brugmann

stillschweigend untergelegten sinn „nach den heute als giltig erkannten lautgesetzen“ haben, dann ist die in Brugmanns satze ausgesprochene methode mit ihrem „muss“ ungefähr eben so falsch als richtig. Ich halte noch heute an der ansicht fest, dass die annahme von falschen analogien oder formübertragungen für den sprachforscher ein ultimum refugium ist (Voc. II, 433), dem man erst zueilt, wenn alles andere versagt, und welches man mit freuden verlässt, sobald sich die möglichkeit einer lautgesetzlichen erklärung eröffnet .... Je leichter es ist, durch annahme von formübertragungen fast alles aus allem herzuleiten, desto strengere rechenschaft muss man sich in jedem einzelnen falle darüber geben, ob diese annahme gestattet ist. Eine analogistische erklärung, welche allein negativ durch das nichtvorhandensein einer lautgesetzlichen begründet wird, nicht durch innere wahrscheinlichkeit überzeugt, ist nichts als ein rein subjectiver abschluss oder abbruch der untersuchung, der an wissenschaftlichem werte hinter dem offenen bekenntnisse des nichtwissens nicht selten zurücksteht. Um zu überzeugen muss eine analogistische erklärung positiv wenigstens annähernd ebenso bewiesen werden, wie ein lautgesetz. Ob ein lautgesetz mit recht oder unrecht angenommen ist, darüber pflegt sehr bald ein einverständnis aller stimmberechtigten zu stande zu kommen. Dagegen ob das einwirken einer bestimmten analogie im einzelnen falle anzunehmen sei oder nicht, darüber gehen die meinungen sehr oft auseinander, weil es in vielen fällen keine objective norm gibt, fast alles den subjectiven neigungen anheim gegeben bleibt. Freilich wird es in einer mit historisch überliefertem und daher lückenhaftem materiale arbeitenden wissenschaft nie gelingen die subjectivität ganz auszuschliessen. Aber deren bereich über das unvermeidliche hinaus so zu erweitern, wie es Brugmanns methode mit ihrem „muss“ tut, ist schädlich. Zwischen den anerkannten lautgesetzen und der falschen analogie gibt es noch ein drittes, auf dessen eingreifen man überall gefasst sein muss, nämlich unbekannte lautgesetze“.

Diese ausführungen Schmidts sind so einleuchtend, dass auch die junggrammatische schule nicht umhin kann, ihm recht zu geben. Brugmann (Zum heutigen stand d. sprachf. s. 143 anm.) gibt nach einigem sträuben seine zustimmung in folgender form zu erkennen: „Wir alle haben, wie mir scheint,

uns bisher in fällen, wo wir wirkungen verschiedener lautgesetze neben einander vermuteten, nicht immer reserviert genug ausgedrückt. Doch sind in dieser reserve einige von uns, zu denen ich mich rechnen darf, von jahr zu jahr strenger geworden. Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, die consequenzen des Leskienschen satzes seien von uns gleich von anfang an in der praxis stets in der schärfe gezogen worden, wie es sich gehört hätte. Auch hier gilt: nihil in natura per saltum".

Ich freue mich, dass Brugmann allmählich zu der einsicht kommt, wie wenig die junggrammatische praxis bei näherer prüfung als vorbild einer vollendeten methode gelten kann. Aber es scheint mir nicht gerechtfertigt, wenn er die sache so darzustellen sucht, als bestehe der fehler, den er und seine freunde gemacht haben, lediglich in mangelnder reserve des ausdruckes. Ein beispiel wird deutlicher zeigen, um was es sich handelt. Brugmann hielt in Curtius Studien IX 366 ff. das *o* in fällen wie *δώ-τορ-α* für die lautgesetzliche entsprechung des *ā* in sskr. *dā-tār-am* und erklärte demgemäss das *ō* in lat. *da-tōr-em* für ein analogieproduct („statt *datōrem* sagten die Römer ursprünglich **datŏrem*" a. a. o. 367). Er war damals noch der meinung, die ausbildung der langen vocale sei in den europäischen sprachen „verhältnismässig jung" (a. a. o. 386). Inzwischen hat Schmidt (K. Z. 25 s. 26 ff.) erwiesen, dass das *ō* in *da-tōr-em* lautgesetzlich dem *ā* in altind. *dā-tār-am* entspricht, und dass die langen vocale in den europäischen sprachen so alt sind wie in den arischen. Brugmann ist dadurch an den lautgesetzen und analogiebildungen, die er früher angenommen hatte, zweifelhaft geworden und sagt also jetzt in seiner Griech. gramm. §. 71: „Die suffixformen *-τορ-* und *-τηρ-* (vereinzelt *-τωρ-* in *μήστωρα*) gehörten ursprünglich nur den starken kasus an. Doch ist noch strittig, wie sie unter einander und mit den suffixformen der anderen sprachen (acc. sg. ai. *dā-tár-am*, lat. *da-tōr-em* etc.) zu vereinigen sind". Allerdings ist der ausdruck mehr reserviert als früher. Aber weshalb auf den ausdruck, statt auf die sache gewicht legen? Das wesentlichste ist doch, dass Brugmann, dank den sorgfältigen untersuchungen Schmidts, in seinen ansichten sich grössere reserve auferlegt hat, und nicht mehr behauptet, statt *datōrem* hätten die Römer ursprünglich *datŏrem* gesprochen.

Ich hatte bei Brugmann Schmidt gegenüber ein wort der anerkennung erwartet für seine erfolgreichen bemühungen, die methode der junggrammatischen schule zu verbessern: eine anerkennung der art, wie sie Brugmann gegen Leskien für dessen auf dasselbe ziel gerichteten bestrebungen durchaus nicht spart. Statt dessen macht er Schmidt den vorwurf der intoleranz [1]), und zwar angeblich im interesse des wohles unsrer wissenschaft (Zum heutigen stand d. sprachw. s. 143 f.). Ist also herrn Brugmann die eigentliche und einzige ursache der beklagenswerten zustände in unserer wissenschaft so wenig bekannt, dass er Schmidt dafür verantwortlich zu machen suchte? Sollte er nicht wissen, dass der unerfreuliche zwiespalt mit dem auftreten der junggrammatischen schule begonnen hat und lediglich ihm und seinen genossen zur last fällt?

Die junggrammatische schule hat sich vor 10 jahren aus einer anzahl jüngerer sprachforscher constituiert, die persönlich mit einander befreundet waren. Die absicht der vereinigung ging angeblich dahin, die methodischen grundsätze der sprachwissenschaft zu verbessern. Noch mehr schien den tonangebenden mitgliedern der schule von vorn herein daran gelegen, sich mit hülfe dieser methodischen principien als begründer einer neuen epoche der sprachwissenschaft hinzustellen. Sie wurden nicht müde, uns immer von neuem ihre grundsätze vorzuführen und die schriften zu nennen, in denen „die neue methode" befolgt werde, sich immer ungenierter gegenseitig zu loben und mit einer rührigkeit, die ihres gleichen sucht, sich uns als die männer aufzudrängen, von denen nunmehr aller fortschritt in unsrer wissenschaft ausgehe. Und wehe denen, die dem freundeskreise entgegentraten und dazu ermahnten, das heil unsrer wissenschaft nicht sowohl in der erörterung der methodologischen grundsätze für die forschung

[1]) V. Henry sagt in der ob. s. 10 citierten kritik der Brugmannschen schrift: „M. Brugmann paraît profondément pénétré des devoirs de la critique sérieuse, quand elle s'exerce à son endroit. Il est même assez piquant de le voir prêcher la tolérance à M. J. Schmidt (p. 144), ou prier M. Curtius de ne point tant épiloguer sur les mots (p. 86 i. n.). Ce sont là d'excellents conseils, dont il voudra certainement profiter lui-même à l'occasion".

als in der weiterführung der forschung selber zu suchen. Sie mussten sich gefallen lassen, dass ihr charakter verdächtigt und ihnen persönliche rancune[1]), intolerante gesinnung u. dgl. vorgeworfen wurde. Dieses forcierte parteitreiben, das in der geschichte der vergleichenden sprachwissenschaft beispiellos dasteht, hat in unsrer wissenschaft eine spaltung hervorgerufen, die grösser geworden ist, als sie der sache nach zu sein brauchte. Verantwortlich dafür sind nach meiner überzeugung nur die führer[2]) der junggrammatischen partei, die mehr auf dem wege derartiger künstlich genährter und verschärfter gegensätze als durch wirkliche förderung der wissenschaft ihren ruhm gesucht haben.

Ich sage „mehr als durch wirkliche förderung der wissenschaft"; denn ich will selbstverständlich den mitgliedern jener partei nicht die verdienste streitig machen, die sie sich — ein jeder seinem wissen und können gemäss — um die vergleichende sprachwissenschaft erworben haben. Jedoch hat die junggrammatische schule, wie mir scheint, die richtige beurteilung der fortschritte, die während des letzten jahrzehnts in unsrer wissenschaft gemacht sind, systematisch erschwert, indem sie die eigenen leistungen stets unter das vergrösserungsglas einer angeblich strengeren und besseren methode hält, die leistungen anderer aber möglichst wenig hervortreten lässt[3]). Sie sucht

---

[1]) Osthoff im Literaturblatt f. german. u. roman. philologie 1881 sp. 273; Paul in seinen und Braunes Beitr. z. gesch. d. d. spr. u. lit. VIII s. 218 anm. [2]) Ich brauche wol kaum ausdrücklich hervorzuheben, dass ich zu den parteiführern in diesem sinne Leskien nicht rechne, der sich, so viel ich sehe, an dem cliquenwesen der schule nicht beteiligt hat. Der ruhige und sachliche ton in Leskiens arbeiten unterscheidet sich sehr vorteilhaft von den reclamen seiner jünger. [3]) Brugmann geht darin in seiner Griechischen grammatik jetzt so weit, dass er die in neuerer zeit ausserhalb der junggrammatischen schule gewonnenen resultate zum grossen teile ohne angabe der quelle sich zu nutzen macht und gleichzeitig seine darstellung mit citaten aus der junggrammatischen literatur übermässig belastet. — Diesem verfahren steht würdig das bestreben der herren Brugmann (Zum heut. stand s. 137) und Paul (Lit. centralbl. a. a. o.) zur seite, als den eigentlichen urheber dessen, was Schmidt in den letzteren jahren gefunden hat, vielmehr Brugmann hinzustellen. Ich glaube nicht, dass derartige mittel geeignet sind, den ruhm der junggrammatischen schule zu befestigen. Es kann auf die dauer nicht verborgen bleiben, dass Schmidt — und nicht Brugmann — das

dadurch das vorurteil zu erwecken, als seien wir in unsrer wissenschaft während der letzten jahre lediglich durch das verdienst der junggrammatischen schule weiter gekommen, als rühre die veränderte auffassung so mancher sprachgeschichtlichen probleme daher, dass sich durch ihr zutun die methode unsrer wissenschaft geändert habe.

Ich finde neuerdings dieses vorurteil zu einem festen dogma erhoben in Brugmanns schrift „Zum heutigen stand der sprachwissenschaft". Es heisst dort z. b. s. 126: „Allerdings mag der umstand, dass wir heute so viele détailfragen anders beantworten, als sie bis zur mitte der siebziger jahre von allen oder doch von den meisten stimmfähigen indogermanisten beantwortet wurden, der ganzen wissenschaft ein stark verändertes aussehen geben. Aber die allermeisten dieser neueren antworten sind nur wiederum die notwendige consequenz jener modification der grundanschauungen" und s. 137: „dass wir heute in vielen einzelfragen uns anders entscheiden als die älteren indogermanisten, beruht zum grössten teil auf diesen neueren methodologischen betrachtungen". Brugmann versteht es sogar, der junggrammatischen schule einen hintergrund zu geben, von dem sie sich noch vorteilhafter abhebt. Er sagt s. 125: „Wenn wir aber weiter verlangt haben, dass die methodologie der sprachwissenschaft auf eine genauere untersuchung der allgemeinen lebensbedingungen der sprache und der wirksamkeit der in ihrer entwickelung tätigen kräfte basiert werde, ein verlangen das an sich keiner rechtfertigung bedarf, so bedeutet dies im grunde eine versöhnung und vermittlung der vergangenheit mit sich selbst. Denn es dürfte klar sein, dass die wissenschaft der principien der sprachentwicklung, wie sie namentlich Paul zu verwirklichen begonnnen hat, zwischen beiden richtungen der sprachwissenschaft, die früher neben einander hergegangen waren, ohne sich in praxi viel um einander zu kümmern, zwischen der sprachphilosophie und der specialforschung, diejenige enge verbindung und wechselwirkung ins leben gerufen hat, die durch die natur der sache verlangt wird". Und in übereinstimmung damit feiert er s. 37 f. das

palatalgetz gefunden hat, und dass die ursprünglichkeit des europäischen vocalismus gegenüber dem arischen durch dieses palatalgesetz und nicht durch Brugmanns unhaltbare annahme eines ursprünglichen mittelzeitigen vocales bewiesen ist.

erstarken der junggrammatichen richtung als die vermählung der specialforschung mit der sprachphilosophie. Er lässt weiterhin (s. 39) die sache so erscheinen, als sei durch diese verbindung sogleich ein gewinn erzielt, der ewig bestehen werde: „so viel dürfen wir heute schon getrost behaupten: die methodologie der historischen sprachforschung ist jetzt auf den untergrund gestellt, auf dem sie immer stehen wird, so lange die sprachforscher ihre aufgabe in echt wissenschaftlichem geiste zu lösen bestrebt sein werden".

Wir staunen, indem wir in diesem spiegel das bild der junggrammatischen schule nicht nur für jetzt sondern für alle zeiten strahlen sehen. Aber leider ist es ein spiegel, der die eigenschaft hat, die züge der junggrammatischen schule in wunderbarer schönheit erscheinen zu lassen, die mitforscher aber und die vorgänger [1]) zu entstellen. Ich wenigstens kann mich nicht dazu entschliessen, die grossen männer, von denen wir die sprachwissenschaft überkommen haben, einen Bopp, Grimm, W. v. Humboldt, Pott, Benfey, Schleicher u. a. für blosse detailforscher anzusehen, und ihnen einen Brugmann oder Paul als philosophische köpfe gegenüber zu stellen. Es scheint mir eine ungerechtigkeit und anmassung sonder gleichen, dass Brugmann das verdienst, die methode der historischen sprachforschung ein für alle mal begründet zu haben, jenen männern zu rauben sucht, um es der junggrammatischen schule zuzuweisen. Auch kann ich nicht finden, dass das verhältnis zwischen historischer sprachforschung und sprachphilosophie ein anderes werden müsse oder kürzlich ein anderes geworden sei, als es ehedem war. Für die historische sprachforschung ist die sprachphilosophie eine hülfswissenschaft, ähnlich wie die lautphysiologie: so ist es bisher gewesen und so wird es wol auch in zukunft bleiben. Die junggrammatische schule hat an diesem verhältnisse nichts geändert. Sollen aber untersuchungen über die lebensbedingungen der sprache eine vereinigung der sprachphilosophie mit der specialforschung bedeuten, so muss doch Brugmann wissen, dass derartige untersuchungen nicht erst jetzt von Paul angestellt sind. Ich sollte

[1]) Das verfahren dieser älteren sprachforscher lässt nach Brugmann (s. 31) „vielfach ein gründlicheres nachdenken über die realen factoren und die allgemeinen bedingungen der sprachentwicklung vermissen". Ein sprichwort lautet: Undank ist der welt lohn.

denken, die schriften Schleichers, Max Müllers, Whitneys u. a. seien in unsrer wissenschaft noch nicht vergessen und verdienen auch noch nicht vergessen zu werden.

Wie die geschichte von der vermählung der sprachphilosophie und der specialforschung, die durch Pauls vermittelung zu stande gekommen sein soll, so gehört auch die erzählung von dem veränderten aussehen, das die sprachwissenschaft in folge einer änderung ihrer methodischen grundsätze bekommen habe, in das gebiet der legende. Die sprachwissenschaft fing bereits an, ein verändertes aussehen zu bekommen, noch ehe die junggrammatische schule gegründet war. Von Schleicher ab bis auf die gegenwart haben sich die anschauungen über das system und die geschichte des indogermanischen vocalismus ganz allmählich geändert: auf dieser veränderten auffassung des vocalismus namentlich beruht der unterschied der heutigen von der älteren sprachwissenschaft.

Es wird der mühe wert sein, im einzelnen darzulegen, wie sich allmählich die auffassung des vocalismus umgestaltet[1]), und wie sich allmählich diese umgestaltung unabhängig von den methodologischen erörterungen der junggrammatiker vollzogen hat.

Der unterschied der heutigen und der älteren auffassung des ablautes lässt sich unter zwei allgemeine gesichtspunkte bringen:

1) Früher ging man aus von der monotonen *a*-färbung des arischen vocalismus und erklärte aus ihr die dreifache färbung *(e, o, a)* der entsprechenden europäischen vocale. Heute halten wir umgekehrt den europäischen vocalismus, dessen färbung die griechische sprache am treuesten gewahrt hat, seiner färbung nach für älter als den arischen vocalismus.

2) Früher unterschied man eine *a*-reihe, eine *i*-reihe und eine *u*-reihe, die man in letzter linie aus den drei vermeintlichen grundvocalen *a i u* herleitete. Heute nehmen wir an, dass die „*i*-reihe" wie die „*u*-reihe" nur teile einer bestimmten form der „*a*-reihe" sind, nämlich teile der *e*-reihe. Denn die

[1]) Ueber die auffassungen des ablautes von Schleicher bis auf Amelung habe ich in Zachers Ztschr. f. deutsche philologie bd. XV s. 1 ff. gehandelt. Ich bitte die nachstehenden ausführungen einstweilen zugleich als fortsetzung jenes aufsatzes anzusehen.

„*a*-reihe" gliedert sich nach der heutigen anschauung in eine anzahl verschiedener reihen, unter denen nach der eben erwähnten *e*-reihe (genauer *e/o*-reihe) am deutlichsten noch eine *a/ā*-reihe hervortritt. Im zusammenhange damit gilt uns bei der „*i*-" und „*u*-reihe" die guna-stufe der indischen grammatik als grundstufe, die wurzelstufe der indischen grammatik als schwächung.

1. Die buntheit des europäischen vocalismus ist älter als die eintönigkeit des arischen.

Dem werke gegenüber, das den abschluss der älteren und zugleich die grundlage der neueren sprachforschung bildet, Schleichers compendium gegenüber, begann die veränderte auffassung mit dem bekannten aufsatze von G. Curtius Die spaltung des *a*-lautes im Griechischen und Lateinischen (Berichte d. sächs. ges. d. wissensch. 1864 s. 9—42). Während nach Schleichers meinung jede einzelne sprache die spaltung des *a* in den dreiklang *a-e-o* für sich vollzogen hatte, nahm Curtius an, der übergang vom *a* zum *e* sei von den europäischen sprachen, der übergang vom *a* zum *o* wenigstens vom Griechischen und Lateinischen gemeinsam vollzogen worden. Diese erkenntnis hat ihrer zeit äusserst anregend auf die gesammte indogermanische sprachforschung gewirkt. Scherer hat sie in seinem geistvollen buche „Zur geschichte der deutschen sprache" (1868) für die erklärung des germanischen ablautes fruchtbar zu machen gesucht. Scherer teilte zugleich mit, dass auch Müllenhoff in seinen vorlesungen den satz aufgestellt habe, die germanische scheinbare spaltung von *a* in *i* und *u* beruhe auf einer älteren spaltung und färbung zu *e* und *o*. An Curtius und Scherer knüpften Fick in der schrift „Die ehemalige spracheinheit der Indogermanen Europas" (Göttingen 1873; s. 176—200: Die gemeinsam europäische entwickelung des *e*-vocals) und Bezzenberger in seiner monographie „Ueb. die *A*-reihe der gotischen sprache" (Göttingen 1874) an.

Dem Curtius-Müllenhoffschen nachweise des gemeineuropäischen kurzen *e* trat einige jahre später (1871) Joh. Schmidts annahme eines gemeineuropäischen langen *e* zur seite (Voc. I, 14 f.). Schmidt gelten als ausläufer des europ. *ē* griech.

(dor.) η, lat. $\bar{e}$, slav. $\dot{e}$, lit. $\dot{e}$. Das gotische $\bar{e}$ glaubte er damals doch nicht heranziehen zu dürfen, und eben auf grund des germanischen vocalismus wurde Schmidts hypothese mehrfach ausdrücklich oder stillschweigend abgelehnt (vgl. z. b. Delbrück K. Z. 21, 77 f. und Windisch K. Z. 23, 247). Dass auch das gotische $\bar{e}$ mit den übrigen $\bar{e}$-vocalen auf gleicher stufe steht hat zuerst Fick in dem aufsatze „Europäisches $\hat{a}$ und $\hat{e}$“ (in diesen Beitr. II s. 193—214, vgl. bes. s. 204 ff.) gelehrt[1]). Damit war die lücke ausgefüllt, welche Schmidts hypothese noch hatte bestehen lassen.

In dasselbe jahr, welches uns in dem ersten bande von Schmidts vocalismus die annahme eines ureuropäischen $\bar{e}$ brachte, fällt Arthur Amelungs schrift „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im Deutschen“. Die weitere verfolgung der ansichten, welche er dort über die frage der „vocalsteigerung“ geäussert hatte, führten den verf., einen schüler Müllenhoffs, zu dem ergebnisse, dass die ausbildung des europäischen *e* in die indogermanische ursprache müsse zurückversetzt werden. Er hat diese letztere hypothese niedergelegt in einem aufsatze, der im juli 1873 niedergeschrieben und im 22. bde der K. Z. (s. 361—371) veröffentlicht ist. Seine aufstellung lautet (s. 369): „Man wird für das Indogermanische, dem europäischen ⓔ und ⓐ entsprechend, zwei irgendwie verschiedene *a*-laute annehmen müssen“. Es ist Amelung nicht vergönnt gewesen, diesen neuen gesichtspunkt allgemein adoptiert zu sehen. Noch vor dem drucke seines eben angeführten aufsatzes entriss ihn der tod am 6. april 1874 in jungen jahren der wissenschaft.

Zu ähnlichen ansichten, wie sie Amelung geäussert hat, gelangte von anderen erwägungen aus G. Humperdinck in seiner abhandlung „Die vocale und die phonetischen erscheinungen ihres wandels in sprachen und mundarten“ Siegburg 1874 (zum programm d. progymn.). „Wie wäre es“ heisst es dort s. 43 „wenn überhaupt das kurze *a* in manchen seiner so zahlreichen positionen, die wir es im Sanskrit einnehmen sehen, sich aus einem gleichen vorhistorischen process hervorgeklärt

[1]) Fick (s. 205 *)) verweist auf Scherer ZGDS. 126 f. und Zimmer Anz. f. deutsch. altert. I 109, die im anschlusse an Jacobi Beitr. z. deutsch. gramm. 111 f. eine „rückläufige“ bewegung des $\bar{e}$ zu $\bar{a}$ innerhalb des Germanischen angenommen hatten.

hätte? Die entsprechenden *e, o* in den westarischen sprachen wären dann also keine schwächungen von *a*, sondern diesem ebenbürtig, ja vielleicht älter".

Amelung und Humperdinck waren noch nicht in der lage, für sich diejenigen gesichtspunkte geltend zu machen, die den eigentlichen beweis für ihre ansichten liefern. Diese gesichtspunkte sind bald nachher gefunden durch die aufhellung zweier fragen, die mit dem vocalismus zunächst wenig zu tun zu haben scheinen: der frage nach den ausnahmen der ersten germanischen lautverschiebung und der frage nach den verhältnissen der ursprachlichen gutturale.

Verner bewies im j. 1875 in seinem durch die methode wie durch die resultate der untersuchung gleich ausgezeichneten aufsatze „Eine ausnahme der ersten lautverschiebung" (K. Z. 23 s. 97—130), dass die wesentlichste ausnahme der ersten lautverschiebung, die partielle umwandlung der tonlosen in tönende spiranten, auf dem im Germanischen bewahrten ursprachlichen accente beruhe. Verner nahm zugleich in einem zweiten, an den ebengenannten sich anschliessenden aufsatze „Zur ablautsfrage" (a. a. o. s. 131—138) die Holtzmann-Benfeysche theorie über die abhängigkeit des ablautes vom accente wieder auf. Er wies überzeugend nach, dass das germanische *e* in betonter, das germanische *o* vor *r, l, m, n* in unbetonter silbe stehe.

Durch Verners aufsätze war auch den sprachforschern die ansicht Benfeys wieder nahe gerückt, dass der unterschied von guna- und wurzelvocal in der *i*- und *u*-reihe und der unterschied der starken und schwachen casus in der stammabstufung auf dem accente beruhe[1]). Osthoff (Paul u. Braunes Beitr. bd. III s. 1—89) und Brugmann (Curtius Studien IX, 1876, s. 285—338 u. 361—406), namentlich letzterer, haben diese ansicht Benfeys mit der von Amelung herrührenden annahme verschiedener *a*-laute combiniert. Brugmann hat damit ferner einen gedanken Schleichers (Compendium[3] s. 55 f. u. s.) in verbindung gebracht, dass nämlich *o* im Griechischen auch als „steigerung" fungiere und in dieser function einem indischen

[1]) Bereits vor Verner hatte J. Schmidt sich dahin ausgesprochen, dass „die Benfeysche ansicht, dass die steigerungen ursprünglich durch den hochton veranlasst, also rein physiologische veränderungen seien, immer mehr an wahrscheinlichkeit gewinnt" (Voc. II 355).

ā entspreche. Brugmann formuliert diese ansichten so, dass er ein a_1 = griech. *ε* (in übereinstimmung mit Amelung) und ein a_2 = griech. *o* annimmt; dem griech. *o* entspreche in offener silbe indisches *ā*, in geschlossener silbe indisches *a*. Die gründe auf die Brugmann seinen ansatz eines a_1 und a_2 stützte, haben sich im einzelnen nicht als stichhaltig erwiesen. Doch besteht ein erheblicher fortschritt gegen Amelung darin, dass Brugmann mehr vom griechischen als vom germanischen vocalismus ausgeht. Eine ansicht, die mehrfach Brugmann zugeschrieben wird, dass das *α* im Griechischen häufig schwacher oder anaptyktivocal sei, rührt nicht von ihm, sondern von Humperdinck her. Letzterer sagt in der vorhin angeführten schrift „Die vocale und die phonetischen erscheinungen ihres wandels in sprachen und mundarten" s. 43 f. anm.: „Statt des unbestimmten vocals, unter welchem Curtius doch wol nur einen zwischen *a* und *i* oder *u* schwankenden verstehen kann, dürfte dann in liquida-silben bloss der unklare halbvocalische stimmklang anzunehmen sein, ähnlich dem § 37 erwähnten der slav. sprachen oder dem *ŗ* des Sanskrit. Es ist nicht undenkbar, dass auch das Griechische einmal solche silben gehabt habe. Vergleicht man

δ-έ-ρκω	*ἔ-δρακ-ον*,	*κλ-έ-πτω*	*ἐ-κλάπ-ην*
τρ-έ-πω	*ἔ-τραπ-ον*,	*στ-έ-λλω*	*ἔ-σταλ-ον*

mit *π-ε-ίθω* *ἔ-πιθ-ον*, *φ-ε-ύγω* *ἔ-φυγ-ον*

und anderen verben ohne liquida, so fällt bei den ersten vier verben das mit der liquida obligat sich einstellende *a* auf, und man kommt zu der vermutung, dass dasselbe nur durch den trieb zur klärung des undeutlichen halbvocalklanges ursprünglicher stämme *d'rk* (skr. *dṛç*), *k'lp*, *t'rp*, *st'l* herbei geführt sei. Im präsens erscheint die volle gunierung mit vortretendem *e*: *δέρκω*, *στέλλω* wie *πείθω*, *φεύγω*". Aber es bleibt Brugmann das verdienst, diese beobachtung Humperdincks von den *r*- und *l*-wurzeln auch auf die nasalwurzeln ausgedehnt zu haben; vgl. unten s. 29.

Den ausschlag für die annahme eines ursprünglich bunten vocalismus hat die berücksichtigung der resultate gegeben, zu denen inzwischen die untersuchung der indogermanischen gutturale geführt hatte. Wie man weiss, hat Ascoli diese untersuchung in neuerer zeit wieder angeregt und den beweis geführt, dass die grundsprache mehr als eine gutturalreihe besessen

hat. Ascolis resultate sind von Schmidt in seiner epochemachenden schrift über die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen (1872) berücksichtigt. Durch diese schrift ist Ficks buch „Die ehemalige spracheinheit der Indogermanen Europas“ (1873) hervorgerufen, in welchem die frage für die tenues im wesentlichen zum abschlusse gebracht ist. In einer anzeige des Fickschen buches, Jen. lit.-ztg. 1874 art. 201 hat Schmidt auf den zusammenhang des sanskr. *c* und griech *τ* hingewiesen. Schmidt sah in dieser entsprechung eine der übereinstimmungen zwischen Indisch und Griechisch, die auf eine engere verwandtschaft beider sprachen weisen. Gegen diese anschauung ist G. Curtius aufsatz „Griech. *τ* u. sanskr. c“, Stud. VII s. 265—272, gerichtet, dessen einwände Schmidt in der Jen. lit.-ztg. 1875 art. 588 zu entkräften suchte. Dann ist die gutturalfrage von Hübschmann in dem aufsatze „Ueber die stellung des Armenischen im kreise der indogermanischen sprachen“ (K. Z. 23 s. 5—49) und von Herm. Möller in der schrift „Die palatalreihe der indogerm. grundsprache im Germanischen“ (Leipz. 1875) verwertet und weiter gefördert. Ich habe in diesen Beiträgen bd. III s. 189 ff. und zwar im anschlusse an Grassmann (K. Z. 9, 15 ff) und Havet (Mémoires de la soc. de ling. II 266 ff) die erste gutturalreihe Ficks als *q*-reihe[1]) zu erweisen gesucht. Ascoli, dem Hübschmann folgt, hatte bemerkt, dass die dieser *q*-reihe angehörigen arischen palatale zum teil durch nachfolgendes *i* veranlasst sind. Die im eingange dieses aufsatzes genannten gelehrten haben gefunden, dass sie ausser vor *i* noch vor demjenigen *a* stehen, dem ein europäisches *e* entspricht. Am eingehendsten und besten hat Schmidt dies gezeigt. Damit ist bewiesen, dass das europäische *e* in die grundsprache zurück

[1]) Bersus ausführungen in seiner kürzlich erschienenen schrift „Die gutturalen und ihre verbindung mit *v* im lateinischen“ s. 4 ff. veranlassen mich nicht, diese ansicht aufzugeben. Ich denke bei anderer gelegenheit auf die frage des näheren zurückzukommen. — Ausserdem will ich bemerken, dass es mir erfreulich ist, meine annahme einer ursprachlichen *q*-reihe (*q g g*^{h}) jetzt auch von Brugmann, der bisher mein *k* und *q* (Ficks *k*$_{c}$ und *k*) als *k*$_{1}$ und *k*$_{2}$ unterschied, in seiner Griech. grammatik acceptiert zu sehen. Doch weiss ich nicht, weshalb Brugmann mir seinen dank für das, was er von mir gelernt hat, dadurch zu erkennen gibt, dass er (s. 34) bei angabe der literatur über die gutturale und palatale gerade meine arbeit verschweigt.

reicht. Es ist ferner dadurch höchst wahrscheinlich gemacht, dass der vocal, auf den das europäische *e* zurückgeht, auch in der grundsprache schon ein wirkliches *e* gewesen ist, nicht — wie Amelung und Brugmann wollten — ein mittellaut zwischen *a* und *e*. Ich bin demgemäss bereits in diesen Beitr. II 304 f. dafür eingetreten, statt des a_1 der grundsprache ein *e* zuzuschreiben. Allmählich sind auch diejenigen, die anfangs noch das a_1 vorzogen, zu meiner annahme übergegangen [1]); die existenz eines grundsprachlichen *e* wird heute von allen angegenommen, die mit den untersuchungen Amelungs, Verners und ihrer nachfolger fortgeschritten sind.

Die annahme eines ursprünglichen *e* neben *a* zieht die weitere eines *ē* neben *ā* — für welche der nachweis des gemeinsam europäischen *ē* (vgl. oben s. 19 f.) die voraussetzung bildet —, ferner die eines *ei* neben *ai* und eines *eu* neben *au* nach sich. Auch für die mehrzahl dieser weiteren annahmen gibt das palatalgesetz sichere anhaltspunkte.

Die geschichte der arischen palatale also beweist die existenz eines grundsprachlichen *e, ē, ei, eu*. Welches recht aber haben wir, aus den von Schleicher für die ursprache allein zugelassenen *a, ā, ai, au* ausserdem noch ein *o, ō, oi, ou* abzu-

---

[1]) Brugmann K. Z. 27 s. 201 ff. scheint mir im unrechte zu sein, wenn er die sache zu seinen gunsten so zu wenden sucht, als bestehe zwischen dem a_1 und *e*, dem a_2 und *o* u. s. w. kein wesentlicher unterschied. Wer die verschiedenen theorien über das problem der „färbung" der *a*-laute unbefangen vergleicht, der wird, glaube ich, zu der überzeugung kommen, dass es sich dabei vornehmlich um drei verschiedene auffassungen handelt. 1) Nach der älteren ansicht gilt der arische vocalismus in dieser beziehung als die grundlage des europäischen. 2) Nach der Amelung-Brugmann'schen ansicht gehen der arische und der europäische vocalismus auf einen gemeinsamen grundtypus zurück, der in der mitte zwischen beiden stand und die keime zu beiden enthielt. 3) Nach meiner ansicht hat der europäische vocalismus in seiner ursprünglichen, im wesentlichen zum griechischen stimmenden gestalt als grundlage des arischen zu gelten. — Brugmann hebt einseitig das hervor, was seine anschauung mit der meinigen im gegensatze zu der älteren gemein hat. Man muss aber doch auch das in betracht ziehen, was seine auffassung mit der älteren im gegensatze zu der meinigen gemein hat. Dabei scheint mir vor allem ins gewicht zu fallen, dass Brugmann, ebenso wie Amelung, noch mit einem fusse in der theorie von den drei grundvocalen *a i u* steckt: nicht die annahme eines a_1 und a_2 sondern die eines *e* und *o* bedeutet den definitiven bruch mit dieser theorie.

lösen und letztere ebenfalls als grundsprachlich hinzustellen? Die antwort lautet: die ursprüngliche existenz der *o*-färbung neben der *a*-färbung ergibt sich aus der vergleichung der griechischen mit den germanischen ablautsreihen, sobald man die ursprüngliche existenz der *e*-färbung als ausgemacht ansieht. Ich habe diesen satz in dieser form bereits im j. 1877, nachdem sich mir vorher die ursprünglichkeit des *e* aus den palatalen ergeben hatte, in Ficks grammatischer societät vorgetragen. Meine absicht, denselben eingehend zu begründen, gab ich auf, als ich später in de Saussures buche: „Mémoire sur le système primitif des voyelles" s. 51 wesentlich dieselben erwägungen angestellt fand, um das „A" vom „a_2" zu scheiden. Der beweis lässt sich in möglichster kürze etwa folgendermassen fassen.

Dem germanischen ablaute *e : a* (z. b. *neman, nam* = nhd. nehmen, nahm) entspricht der griechische *ε : o* (z. b. *δέρκομαι, δέδορκα;* vgl. *νέμω, νομός*); dem germanischen ablaute *ē : ō* (z. b. got. *lētan, lailōt*) der griechische *η : ω* (z. b. *ῥήγνυμι, ἔρρωγα*); dem germanischen ablaute *a : ō* (z. b. *faran, fōr*) der griechische *α : ᾱ* (z. b. *ἄγνυμι, ἔᾱγα* d. i. *ϝάγνυμι, ϝέϝᾱγα*). Also

	griechisch		germanisch
I.	*ε : o*	=	*e : a*
II.	*η : ω*	=	*ē : ō*
III.	*α : ᾱ*	=	*a : ō*

Es springt die tatsache in die augen, dass im Griechischen die *o*-färbung nur in der ablautsreihe I und II als pendant der *e*-färbung erscheint, während die *a*-färbung reinlich abgesondert von beiden in der ablautsreihe III ganz für sich dasteht. Die ausnahmen dieses verhältnisses, wie in *ἔδρακον* neben *δέρκομαι* und *δέδορκα* sind nur scheinbare, d. h. erst durch secundäre entwickelung entstanden. Sie werden grösstenteils weggeräumt durch Humperdincks oben (s. 22) erwähnte annahme, dass das griech. *α* in liquidasilben sich aus einem unbestimmten halbvocalklange entwickelt hat, und durch Brugmanns gleichfalls schon erwähnte annahme (Curtius Studien IX 285 ff.), dass griechisches *α* oft geradezu einen ursprünglichen silbebildenden nasal fortsetzt.

Im Germanischen ist griechisches *o* und *α* gleichmässig durch *a*, griechisches *ω* und *ᾱ* gleichmässig durch *ō* vertreten.

Führt man das germanische *ō* [1]), wie es von jeher üblich ist, auf vorgermanisches *ā* zurück, so erhält das obige schema folgende modification:

	griechisch		vorgermanisch
I.	*ε* : *o*	=	*e* : *a*
II.	*η* : *ω*	=	*ē* : *ā*
III.	*α* : *ᾱ*	=	*a* : *ā*

Das zusammengehen der *o*-färbung mit der *e*-färbung im Griechischen bleibt rätselhaft, wenn man, wie es früher geschah, die *o*-färbung als spaltungsform der *a*-färbung ansieht. Denn das würde zu der eigentümlichen annahme führen, die Griechen hätten die spaltung benutzt, um einer sonderbaren grille zu liebe ein vocalspiel zwischen der *e*-färbung und der *o*-färbung herzustellen; sie hätten, als sie die angebliche spaltung des *a* und *ā* in *α*, *o* und *ᾱ*, *ω* in einer verbal- oder nominalform vornahmen, sich zunächst nach anderweitigen formen derselben wurzel umgesehen, um sich zu überzeugen, ob das zu spaltende *a* einer *e*-wurzel oder einer *a*-wurzel angehöre und hätten demgemäss ihre wahl unter den beiden färbungen der spaltung getroffen. Wer den Griechen ein derartiges verfahren bei der entwickelung ihres vocalsystemes nicht zutraut, der wird die meinung aufgeben, dass die griechischen *o*-vocale den umweg einer abspaltung aus *a*-vocalen gemacht hätten. Er wird zwischen der *o*-färbung und der *a*-färbung einen genetischen unterschied statuieren, d. h. die vocale *o* und *ω*, wo sie mit *ε* und *η* im ablautsverhältnisse stehen, unmittelbar auf dieses *ε* und *η* beziehen und sie als ursprachliche umfärbungen dieser *e*-vocale erklären. Den grund dieser alten umfärbung des *e* in *o* aufzudecken haben sich G. Meyer (K. Z. 24 s. 248 ff.) [2]), Mahlow (Die langen vocale *ā ē ō* s. 161), H. Möller (Paul u. Braunes Beitr. VII 492 ff.) und Fick (Gött. gel. anz. 1880 s. 422 ff.), namentlich letzterer, mit erfolg bemüht. Diese ge-

---

[1]) Das germanische *ŏ* muss bei dieser frage ganz aus dem spiele bleiben. Amelung „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im Deutschen“ (Berlin 1871) s. 53 ff. u. Ztschr. f. d. alt. 18, 209 f. hat erkannt, dass dieses *ŏ* erst innerhalb des Germanischen aus dem stimmtone silbebildender nasale und liquiden entwickelt ist. — [2]) G. Meyer hält dort allerdings noch an der annahme einer spaltung des *a* in *a e o* fest.

lehrten haben sehr wahrscheinlich gemacht, dass das *o* (*ō*) aus dem *e* (*ē*) in nachtoniger silbe entsteht.

In dem germanischen *a* sind demnach die vocale *a* und *o*, in dem germanischen *ō* die vocale *ā* und *ō* zusammengeflossen.

Der ansatz eines ursprünglichen *o* und *ō* zieht folgerichtig auch den eines *oi* und *ou* nach sich, nachdem sich bei der *e*-färbung mit der ursprünglichen existenz des *e* auch die des *ei* und *eu* ergeben hat. Wie im Germanischen ursprüngliches *o* in *a* übergeht, so ist dort ursprüngliches *oi* in *ai* und ursprüngliches *ou* iu *au* umgewandelt; die aus *oi* und *ou* entstandenen diphthonge sind mit dem alten *ai* und *au* im Germanischen zusammengefallen.

Auf grund dieser erwägungen habe ich bereits in diesen Beitr. II 304 f. die dreifache färbung (*a e o*) sowohl bei kurzen wie bei langen vocalen und bei *i*- und *u*-diphthongen der grundsprache zugeschrieben [1]).

2. Die *i*-reihe und die *u*-reihe sind glieder der *a*-reihe.

Ganz allmählich hat sich die erkenntnis bahn gebrochen, dass Schleichers *i*-reihe und *u*-reihe nichts als besondere erscheinungsformen seiner *a*-reihe sind, und zwar desjenigen teiles der *a*-reihe, den wir jetzt als *e*-reihe oder *e/o*-reihe bezeichnen.

Hand in hand mit ihr geht die einsicht, dass die grundstufe der *i*-reihe und der *u*-reihe in den vocalen *ei* und *eu* zu suchen ist, die Schleicher als „erste steigerung" bezeichnete und dass Schleichers „wurzelvocale" oder „grundvocale" *i* und *u* aus diesen diphthongen entstanden sind, indem durch einfluss des accentes das *e* in unbetonten silben wegfiel.

Die untersuchung des gegenseitigen verhältnisses der *a*-reihe, der *i*-reihe und der *u*-reihe und die untersuchung der schwachen formen dieser vocalreihen berührt sich vielfach mit den vorhin erwähnten theorien. Die anfänge der neuen auffassung aber reichen hier noch weiter zurück als dort.

Man weiss, dass die indischen grammatiker parallel der guna- und vriddhisteigerung der *i*- und *u*-reihe eine steigerung

[1]) Ich darf dies wol namentlich auch deshalb in erinnerung bringen, weil Brugmann in seiner Griech. grammatik vergessen hat, diesen gegen ihn gerichteten aufsatz zu erwähnen.

des *ṛ* zu *ar* und *ār* innerhalb der *a*-reihe annehmen. Eine bestätigung dieser auffassung glaubte Franz Miklosich (Vergl. grammatik d. slav. Sprachen bd. I s. 35 u. 138 ff. d. ersten aufl. vom j. 1852) in dem vocalismus der slavischen sprachen zu finden. Er stellte indisches *ṛ* slavischem *rъ* gleich, leitete beide aus einem ursprünglichen *r*-vocal ab und betrachtete die steigerungen dieses *r*-vocals als gleichartig mit denen des *i*- und *u*-vocals. Miklosich hat diese ansicht im j. 1875 gelegentlich der zweiten aufl. seiner Vergl. grammatik in der einleitung zum 2. bande (s. I—XX) nochmals eingehend begründet und verteidigt. Seine ansicht ist von der heutigen sprachwissenschaft angenommen worden, nachdem sich herausgestellt hat, dass nicht nur das Indische und Slavische, sondern auch das Litauische, Germanische, Griechische u. s. w. ursprünglich den *r*-vocal kannten. Für das Litauische ist, wie gleich hier erwähnt werden mag, dieser nachweis geführt von V. Jagić in dem aufsatze: „Ueber einen berührungspunct des altslovenischen mit dem litauischen vocalismus" (Archiv f. slav. philologie III s. 95 ff.)

Zu einer ähnlichen ansicht wurde von den germanischen sprachen aus Arthur Amelung in seiner oben s. 20 genannten schrift „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung" (1871) geführt. Er glaubte für die germanischen sprachen vocallose liquidasilben, oder, wie er sich auch ausdrückt (s. 56), formen mit silbenbildender liquida annehmen zu sollen, in denen sich späterhin vor dem *l m n r* der vocal *ŏ* entwickelt habe. Das *o* steht, wie Amelung s. 56 richtig erkennt, „an stelle eines schon im Westarischen durch wirkung des accentes ausgefallenen oder doch auf das geringste maass von klangstärke reducierten *e*".

Ein dritter versuch, der sich in der gleichen richtung wie Miklosichs und Amelungs annahmen bewegt, rührt her von G. Humperdinck in dem bereits mehrfach von mir erwähnten programme „Die vocale u. die phonetischen erscheinungen ihres wandels" (1874). Ich habe die stelle dieser schrift, die für unsere frage besonders in betracht kommt, ob. s. 22 mitgeteilt. Humperdinck geht vom Griechischen aus. Er setzt das verhältnis von *δέρκω : ἔδρακον, τρέπω : ἔτραπον* u. ä. mit dem von *πείθω : ἔπιθον* oder *φείγω : ἔφυγον* in parallele, folgert für formen wie *ἔ-δρακον, ἐ-κλάπ-ην, ἔ-τραπ-ον, ἔ-σταλ-ον* ursprüng-

liche stämme wie *d'rk, k'lp, t'rp, st'l,* wobei er auf die *a*-färbung des anaptyktischen vocals im Griechischen aufmerksam macht, und setzt die liquidae derartiger silben dem slavischen *rъ* und dem indischen *ṛ* gleich.

So hatte man sich von verschiedenen seiten der annahme genähert, dass den „grundvocalen" der *i*- und *u*-reihe silbebildende liquidae der *a*-reihe entsprechen. Auch auf die ursache der entstehung derartiger silbebildender liquiden war schon hingewiesen. Schon im j. 1864 hatte Benfey in seinem leider unvollendet gebliebenen aufsatze „Ueber *ṛ*, *ṝ* und *ḷ*" (Orient u. Occident III s. 1—77) den nachweis geführt, dass indisches *ṛ* eine durch den accent herbeigeführte schwächung aus *ar* ist.

Auf den von Benfey eingeschlagenen weg ist man allgemein zurückgeführt durch die beiden aufsätze Verners, deren titel ich dem leser wol nicht nochmals zu wiederholen brauche. Verner lässt germanisches *o* vor *r l m* und *n* in unbetonten silben aus *a* entstanden sein, während der übergang des *a* in *e* nur in betonten silben erfolgt sei.

An Verners arbeiten schliessen sich die oben s. 21 erwähnten der junggrammatischen schule, unter denen Brugmanns aufsatz „Nasalis sonans in der indogermanischen grundsprache" (Curtius Stud. IX 1876 s. 285 ff.) der wichtigste ist. Bereits Benfey hatte an verschiedenen stellen seiner Kurzen sanskrit-grammatik (s. 128 anm. 5; s. 216 § 373, 2; s. 284 anm. 1) darauf hingewiesen, dass sskr. *a* mehrfach durch den einfluss des auf die folgende silbe fallenden hochtons aus *an* entstanden sei. In gleichem sinne äusserte sich Joh. Schmidt (1876) K. Z. 23 s. 276 anm.: „In *tatá-s, hatá-s, çatá-m, tudatī, así-s* (*ensis*), *vastí-s* (lat. *vensi-* zu *vensica* weitergebildet . . .), *ānaçús, abhrá-m* (ὄμβρος, ἀφρός) u. a. ist der nasalschwund deutlich durch dieselbe ursache veranlasst, welche die wandelung von **sthatá-s, *kartá-s, *papatimá* in *sthitá-s, kṛtá-s, paptimá* bewirkt hat, d. h. durch den unmittelbar hinter die silbe fallenden hochton". Einem solchen indischen *a* entspricht im Griechischen ebenfalls *α*, im Germanischen die lautverbindung *un*; letztere ist nach Amelung (vgl. oben s. 28) aus silbebildendem *n* hervorgegangen. Brugmann nun nahm an, dass auch das indische und griechische *a* in solchen fällen zunächst auf einen silbebildenden nasal zurückgehe. Diese beobachtung

hat mit recht beifällige aufnahme gefunden. Die theorie der silbebildenden liquiden ist durch sie in erwünschter weise vervollständigt und gestützt worden. Jedoch glaube ich, dass Brugmann die bedeutung seines aufsatzes über die „nasalis sonans" überschätzt, wenn er neuerdings in seiner Griech. grammatik (§ 5 anm. 2) die „umgestaltung der vocalismuslehre" mit ihm überhaupt erst beginnen lässt.

Es mag an dieser stelle ein werk erwähnt werden, das zwar nicht unmittelbar die untersuchung des vocalismus angestrebt, aber indirect dieselbe erheblich gefördert hat, indem es den wort- und formenschatz der altindischen sprache auf der grundlage, die durch das Petersburger wörterbuch geschaffen war, vollständig in bequem zugänglicher form und namentlich in einer für grammatische untersuchungen äusserst zweckmässigen ordnung vereinigte: ich meine Grassmanns in den jahren 1873—1875 veröffentlichtes wörterbuch zum Rig-Veda.

Was bis zum jahre 1878 über das wesen und die geschichte der vocalabstufung ermittelt war, ist zusammengefasst[1]) in einer schrift von Ferd. Masing „Das verhältniss der griechischen vocalabstufung zur sanskritischen" (Petersb. 1878). Der verf. stellt die abstufung der *a*-reihe mit recht so dar, dass der grundvocal a_1 (= *e*) in unbetonten silben schwinde. Was die *i*-reihe und die *u*-reihe anlangt, so ist er der meinung, dass dort in unbetonten silben der grundvocal erhalten sei. Die erkenntnis, dass die *i*-reihe und die *u*-reihe teile der *e*-reihe sind, findet sich bei ihm noch nicht. Ebenso wenig ist es ihm gelungen über das verhältnis der langen vocale ins klare zu kommen; er nimmt nur einen langen *a*-vocal an.

Ist es glaublich, dass in der *i*-reihe und der *u*-reihe der grundvocal an denselben stellen erhalten sei, an denen er in der *a*-reihe schwindet? Lässt sich nicht für die behandlung der vocale in allen drei reihen eine einheitliche auffassung des ablautes finden? Und wenn der accent bei der *a*-reihe in unbetonten silben zur ausstossung des grundvocals geführt hat, sollte dann nicht auch bei der vermeintlichen *i*-reihe und *u*-reihe in den unbetonten silben, in denen man den grundvocal sucht, vielmehr eine schwächung vorliegen?

---

[1]) Manches freilich, namentlich die aufstellungen Begemanns und Humperdincks, ist Masing entgangen.

Diese fragen hat man sich auf verschiedenen seiten vorgelegt, und mehrere gelehrte sind unabhängig von einander zu demselben resultate gekommen. Sie haben erkannt, dass die vermeintlichen grundvocale der *i*- und *u*-reihe schwächungen der diphthonge *ei* und *eu* sind. Die lautverbindungen *ei* (=*ej*) und *eu* (= *ev*) stehen auf einer linie mit den lautverbindungen *er, el, em, en;* wie *er* in unbetonter silbe zu *r̥* oder *en* in unbetonter silbe zu *n̥*, so ist *ei* (oder *ej*) in unbetonter silbe, durch verlust des *e* zu *i* geworden. Die vermeintlichen „grundvocale" der *i*- und *u*-reihe erscheinen darnach als schwächungen, die vermeintliche „erste steigerung" als grundstufe und damit geht das anscheinend eigenartige system der *i*- und *u*-reihe auf in dem allgemeinen systeme der *e*-reihe.

Mir ist diese theorie, mit der die Schleichersche ansicht über das system des indogermanischen vocalismus definitiv aufgegeben wird, zuerst im j. 1878 in den vorlesungen meiner lehrer August Fick und Johannes Schmidt entgegen getreten [1]). Aber sie war, wie ich seitdem von Schmidt und von Bezzenberger erfahren habe, schon 5 jahre früher, und zwar mit der richtigen begründung ausgesprochen von W. Begemann in seiner schrift „Das schwache präteritum der germanischen sprachen" (Berlin 1873) s. X f. Ich möchte zu meinem teile dazu beitragen, dass Begemann, ebenso wie der vorhin genannte Humperdinck, in sein rechtmässig erworbenes besitztum eingesetzt und zu den begründern der neueren vocaltheorie gerechnet wird. Aus diesem grunde führe ich die eben angezogene stelle wörtlich an:

„Die vergleichende sprachforschung hat selbst zur erschütterung des alten steigerungssystems den ersten schritt getan, indem sie nach Bopps vorgange die *r*-vocale des Sanskrit als kürzungen darstellt. Pott vertritt noch die alte auffassung

[1]) Fick hat sie noch in demselben jahre in seinem aufsatze „Zum aorist- und perfectablaut im Griechischen" (in diesen Beitr. IV s. 167—191) bei der darstellung des ablautes der griechischen verba verwertet. Um dieselbe zeit haben auch Paul („Ueber das vocalsystem des Germanischen auf grundlage der neuesten forschungen" Verhandlungen der 33. versamml. d. philologen u. schulmänner in Gera, 1878, s. 117—120), Ferd. de Saussure („Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes" Leipz. 1879, s. 124 ff.) und andere sich zu der gleichen theorie bekannt.

(Wurzelwörterbuch II, 1 s. 2 ff.; Etymol. forschgn. II² s. 653) und bemerkt ganz richtig: 'Man gibt aber mit umdrehung des früher angenommenen verhältnisses (*r*-vocal und daraus *ar, âr* u. s. w., während man jetzt den *r*-vocal für kürzung hält) der theorie über bildung von guna und vriddhi durch vorschieben von *a* und *â* vor den zu steigernden vocal mindestens einen schweren stoss, wenn sie nicht gar hierdurch ganz über den haufen fällt'. Die einwände, welche Pott gegen die neuerung erhebt, erscheinen mir nicht stichhaltig, ich ziehe deshalb die von ihm angedeutete consequenz und betrachte auch *i* und *u*, wo sie angeblich gesteigerten *ê (ai) âi* und *ô (au) âu* gegenüberstehen, als kürzungen. Ein eclatantes beispiel für die unnatur der jetzigen ansicht ist das verhalten der präsensformen von skr. *émi* (ich gehe) neben denjenigen von *ásmi* (ich bin) und *bibhármi* (ich trage); ich stelle dieselben neben einander, wobei ich der grösseren deutlichkeit wegen *ai* für *ê* setze:

sing.	*ásmi*	*áimi*	*bibhármi*
	ási	*áishi*	*bibhárshi*
	ásti	*áiti*	*bibhárti*
dual.	*svás*	*ivás*	*bibhṛvás*
	sthás	*ithás*	*bibhṛthás*
	stás	*itás*	*bibhṛtás*
plur.	*smás*	*imás*	*bibhṛmás*
	sthá	*ithá*	*bibhṛthá*
	sánti	*jánti*	*bíbhrati.*

Die dual- und pluralformen von *ás-mi* und *bibhár-mi* erklärt man als verstümmelungen der grundformen *as-vás as-más* und *bibhar-vás, bibhar-más*, dagegen soll bei *áimi* umgekehrt in *i-vás i-más* der ursprüngliche stamm oder die wurzel und in *ái-mi* die spätere zufügung eines *a* vorliegen. Wer kann mit nüchternem sinne so etwas glauben? Es muss jedem unbefangenen die überzeugung sich aufdrängen, dass *i-vás i-más* wie *s-vás s-más* vorn eines *a* verlustig gegangen und also auf *ai-vás ai-más* zurückzuführen sind".

Begemann stiess mit diesen wie mit anderen aufstellungen damals auf allgemeinen widerspruch, liess sich aber dadurch an der richtigkeit seiner ansicht nicht irre machen. Er kommt in einer zweiten schrift „Zur bedeutung des schwachen präteritums der germanischen sprachen" (Berlin 1874) s. XL ff.

auf unsere frage zurück. Auch diese stelle verdient in extenso ausgehoben zu werden.

„. . . ., hier ziehe ich noch einige reduplicierte präterita in betracht und bitte unbefangen meine ansicht mit der bisherigen zu vergleichen. Zunächst steht fest, dass schon in der indogermanischen zeit einzahl und mehrzahl geschieden waren, die übereinstimmung von skr. *vḗda* (d. i. *váida*) *vidmá* = gr. *οἶδα ἴδμεν* = got. *vait vitum* macht dies unzweifelhaft. Im Sanskrit und im Gotischen (resp. im Germanischen) hat das verhältnis fortgedauert, im Griechischen sind nur noch geringe spuren davon vorhanden, für gewöhnlich hat die angleichung der mehrzahl an die einzahl den unterschied verschwinden lassen. Im Lateinischen und in den neueren germanischen sprachen ist ebenfalls gleichmachung erfolgt, bei uns haben nur noch die alten präterito-präsentia zum teil das ursprüngliche fortgesetzt, das nhd. *weiss wissen* überragt an altertümlichkeit weit das lat. *vidi vidimus*. Es fragt sich nun: ist der kurze vocal der mehrzahl oder der diphthong der einzahl ursprünglicher? Die sprachwissenschaft behauptet nach dem vorgange der indischen grammatiker das erstere, sucht man aber nach den beweisen, so fehlen diese gänzlich, die kürzung der mehrzahl darf deshalb mit demselben rechte behauptet werden. Ich nehme mir diese freiheit, weil die betrachtung analoger fälle in der mehrzahl des perfectums jeden unbefangenen dahin führen muss. Erwägen wir zuerst perfecta von verben mit innerem *r*, welche in der einzahl *ar* und in der mehrzahl *ṛ* zeigen: neben den singularformen *tatárpa dadárça sasárpa* stehen die pluralformen *tatṛpús dadṛçús sasṛpús*. Die indischen grammatiker lehren ganz consequent, dass auch hier die wurzelform mit *ṛ* die ursprünglichere sei, dagegen hat die neuere sprachforschung sich zu der gewiss richtigeren auffassung bekannt, dass vielmehr dieses *ṛ* aus dem *ar* der einzahl gekürzt sei. Der grund der kürzung ist auch ganz leicht ersichtlich: die betonung der endung schwächte den stamm, während in der einzahl durch den ton der stamm geschützt wurde. Und dem gegenüber soll in *vḗda (váida) vidús* ein anderes verhältnis vorliegen? Auch sonst zeigt sich überall schwächung in der mehrzahl und niemand zweifelt daran, dass formen wie *ǵagmús ǵaǵñús vividhús vivicús sushupús ûshús tǵús* aus *ǵagamús ǵaǵanús*

vivjadhús vivjacús sushvapús uvacús uvasús ijaǵús gekürzt sind, gegenüber den volleren singularformen. Woher in aller welt nimmt man da die berechtigung für die behauptung, dass allein bei den angeblichen *i*- und *u*-wurzeln in der mehrzahl die ursprüngliche lautgestalt enthalten sei? Es ist auch nicht der geringste grund vorhanden, im gegenteil eine kalte vergleichung der gesammtverhältnisse muss jede lostrennung von pluralen wie *bibhidús bubhuǵús* von den übrigen unzweifelhaft gekürzten pluralformen als durchaus willkürlich erscheinen lassen: wenn *dadṛçús* aus *dadarçús* gekürzt ist, so sind auch *bibhidús bubhuǵús* aus *bibhaidús bubhauǵús* hervorgegangen. Die sache ist so einfach und selbstverständlich, dass es mir unbegreiflich ist, wie überhaupt jemals eine andere auffassung platz greifen konnte. Die lehre der indischen grammatiker kann doch für uns nicht massgebend sein, überdies ist man ja auch in betreff der *ṛ*-vocale bereits von ihnen abgegangen. Wenn also skr. *bibhidús* und *bubhuǵús* auf *bibhaidús* und *bubhauǵús* zurück gehen, so sind auch got. *bitun* und *bugun* aus *baitun* und *baugun* entstanden, natürlich nicht erst in germanischer zeit, sondern schon früher, wie got. *vitum* = skr. *vidmá* = gr. *ἴδμεν* (für älteres *ἰδμέν*) zeigen".

Ich habe die untersuchungen über den ablaut bis zu dem punkte zu skizzieren gesucht, wo die wichtigsten grundlagen des neuen, von dem Schleicherschen schliesslich sehr abweichenden systemes als bewiesen gelten konnten [1]). Wer

[1]) Ausserdem mögen hier in der anmerkung noch einige aufstellungen berührt werden, die mehr dem ausbau als der grundlegung des neuen systemes dienen, indem sie fragen behandeln, deren abschliessende beantwortung zukünftiger forschung vorbehalten bleibt. Ich rechne dahin zunächst Ficks „Schwa indogermanicum" (in diesen Beitr. IV 157 ff.). Dass die ursprache in gewissen fällen einen schwachen vocal nach art des hebräischen schwa gekannt hat, scheint mir Fick bewiesen zu haben. Aber seine stelle genau zu bestimmen, ihn von den anaptyktischen vocalen innerhalb der einzelnen sprachen zu sondern und das verhältnis zwischen einer solchen vocalreduction und der vocalausstossung festzustellen ist noch nicht gelungen. — Manche der lauterscheinungen, die Fick durch den ansatz eines ursprüngl. schwa zu erklären sucht, hat in einem ganz anderen zusammenhange F. de Saussure im VI. kap. seines mehrfach erwähnten, sehr anregenden buches „Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes" (s. 239 ff.) be-

diese untersuchungen überblickt, der sieht leicht, dass die neuen ansichten sich ganz allmählich herausgebildet haben, und dass die lösung der probleme, um die es sich dabei handelte, von den verschiedensten seiten her in angriff genommen und gefördert ist. Die von freunden Brugmanns aufgestellte behauptung, die heute geltende vocaltheorie rühre von diesem gelehrten her, hat denselben wert, wie ihn die behauptung haben würde, diese vocaltheorie rühre etwa von Benfey oder Amelung oder Begemann oder Humperdinck oder Verner oder Fick oder Schmidt her. Alle diese gelehrten, und mit ihnen andere, haben sich wesentliche verdienste um die förderung der forschung erworben. Aber so wenig ein gelehrter auf alles anspruch machen kann, was seit Bopp in der vergleichenden sprachwissenschaft geleistet ist, so wenig darf ein gelehrter den anspruch erheben, die heute geltende vocaltheorie gefunden zu haben. Es scheint mir auch nicht gerecht, dieses verdienst Brugmann in dem sinne zuzuweisen, als sei von ihm die erste anregung [1]) oder der wesentlichste anstoss zu der

---

handelt. Seine annahme dass die grundsprache neben den einfachen auch lange silbebildende consonanten (*r̄ l̄ n̄*) gekannt habe, zu ersteren in demselben verhältnisse stehend wie die langen vocale *ī* und *ū* zu den kurzen *i u*, hat mit recht vielfache zustimmung gefunden. Sucht man aber mit de Saussure die entstehung dieser längen zu begreifen oder auch nur die längen von den kürzen streng zu scheiden, so hat man das gefühl sich auf einem sehr unsicheren boden zu bewegen, auf welchem man den eben so scharfsinnigen wie complicierten theorien de Saussures nicht ohne weiteres folgen darf. — Mit de Saussures theorie des *ī* und *ū* berührt sich weiterhin auch Wilh. Schulzes annahme ursprünglicher *āi*-wurzeln (K. Z. 27, 420 ff.), nach welcher *ī* als tieftonige parallele eines hochtonigen *āi* erscheint. Ich will dabei erwähnen, dass Joh. Schmidt in seinen vorlesungen bereits im j. 1879 tieftoniges *ū* in bestimmten fällen auf hochtoniges *āu* zurückführte. — Sämmtliche ablautserscheinungen hat Joh. Schmidt K. Z. 25, 10 unter folgende allgemeine formel zu bringen gesucht: der auf die folgende silbe fallende hochton verkürzt die vorhergehende um je eine more, kurzer vocal schwindet, langer wird verkürzt. — Endlich mag in diesem zusammenhange hingewiesen werden auf die beiden von Joh. Schmidt K. Z. 25, 30 f. und 53 f. aufgestellten betonungsgesetze, wonach ein vocal unter bestimmten umständen doppelte verkürzung erleidet, so dass auch ein ursprünglich langer vocal ganz schwinden kann.

[1]) Diese meinung finde ich ganz kürzlich in Hübschmanns schrift: „Das indogermanische vocalsystem" (Strassb. 1885) s. 1 ausgesprochen.

bewegung ausgegangen, die schliesslich zu der aufstellung einer neuen vocaltheorie geführt hat. Die frage nach dem gegenseitigen verhältnisse des arischen und des europäischen vocalismus ist seit Schleichers Compendium und seit der Curtius-Müllenhoffschen annahme eines gemein-europäischen *e* im flusse geblieben. Wenn auch Brugmann selber der meinung, dass ihm der wesentlichste anteil zukomme, durch mittel wie die oben s. 15, anm. 3 und s. 30 erwähnten vorschub zu leisten gesucht hat und vielleicht vorläufig bei solchen glauben findet, die nicht in der lage sind sich über den wirklichen sachverhalt zu orientieren, so wird doch schliesslich — davon bin ich überzeugt — der wahrheit der sieg verbleiben.

Ferner ergibt die prüfung des wahren sachverhaltes, dass die von Brugmann und seinen freunden ausgehende behauptung, die sprachwissenschaft habe ihr verändertes aussehen in folge einer von der junggrammatischen schule aufgebrachten neuen methode erhalten, nicht zutrifft. Diese behauptung erledigt sich schon durch die tatsache, dass die geschichte der neueren vocaltheorie nicht mit der constituierung der junggrammatischen schule, sondern mit dem j. 1861 (Schleichers Compendium) oder 1864 (Curtius hypothese des europ. *e*) anhebt. Es braucht nur an die namen Miklosich, Amelung, Begemann, Humperdinck erinnert zu werden, um zu zeigen, dass es zur annahme ursprünglicher silbebildender liquiden und ursprünglicher verschiedener *a*-laute, wie zur aufstellung der neuen theorie des guna junggrammatischer grundsätze nicht bedurfte. Auch weiterhin aber hat es sich in dieser frage nicht um die ausbildung einer neuen methode sondern um die deutung gewisser sprachlicher erscheinungen, um die auffindung neuer gesichtspunkte für die erklärung bestimmter lautverhältnisse gehandelt, z. b. um die annahme, dass silbebildendes *n* im Indischen und Griechischen als *a* auftritt, um die auffassung der palatale u. dgl. Gewiss sind wir alle bei unseren versuchen, die erscheinungen des ablautes zu erklären, von der meinung ausgegangen, dass es in der sprache feste gesetze gebe. Aber mussten wir das erst von der junggrammatischen schule lernen? Hat Schleicher es von den junggrammatikern gelernt? Ist

Doch scheint mir Hübschmann dieselbe zugleich in der zugehörigen anmerkung dadurch zu widerlegen, dass er dort die neueren untersuchungen mit Amelungs schrift über die tempusstämme beginnen lässt.

Verner, als er die ausnahmen der lautverschiebung auf ein festes gesetz zurückführte, bei den junggrammatikern in die schule gegangen, zu einer zeit, wo an eine junggrammatische vereinigung wol noch niemand dachte? Dass es lautgesetze gibt, hat man in der vergleichenden sprachwissenschaft längst gewusst. Nicht auf diesen allgemeinen satz kam es an, sondern darum hat es sich gehandelt, für erscheinungen, deren ursache und deren zusammenhang früher rätselhaft war, eine überzeugende erklärung zu finden. Die erklärung eines problems hat die eines anderen nach sich gezogen. So sind wir allmählich weiter gekommen und es ist allmählich hell geworden auf strecken, wo früher noch undurchdringliches dunkel herschte.

Ich bekenne mich somit zu der meinung, die Schmidt in seiner anzeige der Curtiusschen schrift „Die neueste sprachforschung" (Deutsche lit.-ztg. 1885 no. 10) in folgende worte gefasst hat: „Allgemeine erörterungen über die methode der sprachforschung, mit denen wir seit jahren übersättigt sind, fördern die sache nicht. Jeder einzelfall hat seine eigene methodik. Wer sich noch so stolz im besitze der richtigen principien wiegt, kann trotzdem im einzelfalle die allerverkehrteste erklärung geben, wenn er nicht weiss, welche gesetze gerade hier gewirkt haben, und ob überhaupt, eventuell woher deren wirkung durch analogien gestört ist. Das ist der einzige grund der gegensätze, welche nicht nur zwischen der „älteren" und der „neuesten sprachforschung" sondern nicht minder stark zwischen den einzelnen dem verf. (G. Curtius) in einer linie erscheinenden „neuesten" sprachforschern bestehen. Ein beispiel mag die sache veranschaulichen. Verf. s. 65, ref. K. Z. XXVII 309 f. und Osthoff Perf. 284 f. sind einstimmig darin, dass perfecta wie *τετρίφαται* durch falsche analogie entstanden seien, aber trotz anwendung des selben „allgemeinen principes" geben sie drei verschiedene erklärungen, ein sprechendes zeugnis für die nutzlosigkeit aller allgemeinen methodologischen erörterungen".

Schmidt hat seine meinung etwas scharf ausgedrückt. Das gibt Brugmann (Zum heutigen stand s. 136 ff.) anlass, ihm eine behauptung unterzulegen, die er gewiss nicht hat aufstellen wollen. Der sprachforscher solle sich um die allgemeinen lebensbedingungen seines untersuchungsobjectes nicht

kümmern, solle untersuchungen über das grundwesen der sprachentwickelung und principielle erörterungen ganz bei seite lassen: das scheint mir in Schmidts worten nicht zu liegen; denn Schmidt spricht nur von öffentlichen „erörterungen über die methode der sprachforschung", nicht von untersuchungen über das wesen der sprache und des sprachwandels.

Schmidt hat dafür, dass er die bedeutung allgemeiner fragen zu würdigen weiss, lange vor der gründung der junggrammatischen schule in seiner schrift „Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen" ein genügendes zeugnis abgelegt. Auch sonst hat er allgemeine gesichtspunkte hervorgehoben, wenn ihm ein anlass dazu vorzuliegen schien, z. b. Voc. I 44: „Es ist eine vielfach zu beobachtende erscheinung, dass jedes lautgesetz in der sprache seine begrenzte zeit hat, innerhalb deren allein es wirkt. Laute und lautverbindungen, welche ihm während der zeit seiner wirksamkeit unfehlbar verfallen sein würden, bleiben unverändert, wenn sie erst nach ablauf dieser zeit entstehen".

Trotzdem scheuen sich Brugmann und Paul nicht, Schmidts worte zu benutzen, um den schein zu erregen, als fehle ihm im gegensatze zur junggrammatischen schule die fähigkeit, sich zu allgemeinen gesichtspunkten zu erheben. „Principielle untersuchungen", sagt Brugmann (s. 138) mit beziehung auf Schmidt, „sind nicht jedermanns sache und geschmack" und „Schmidt sollte doch wissen, dass und warum es mit der detailgelehrsamkeit allein nicht getan ist". Diese letzteren worte kehren in der von Brugmanns freunde Paul verfassten anzeige der Brugmannschen schrift (Lit. centr.-bl. 1885 no. 24) in der unverblümten fassung wieder, Schmidt habe nur sinn für die am einzelnen haftende detailforschung.

Ist es nötig, gegen diese gehässigen unterstellungen einspruch zu erheben? Wir alle wissen ja, wie eingehende kenntnisse Schmidt auf allen gebieten der indogermanischen sprachwissenschaft besitzt, und ich glaube es ist keiner unter uns, der sich zutraute, darin sich mit ihm zu messen. Aber wir alle wissen auch, dass die umfassenden sprachkenntnisse für Schmidt immer nur ein mittel gewesen sind, um die geschichte der indogermanischen ursprache und der einzelnen indogermanischen sprachen aufzuhellen. Er hat, wie es dem vergleichenden sprachforscher ziemt, den indogermanischen sprach-

stamm stets als ganzes zu umspannen und das einzelne im zusammenhange des ganzen zu verstehen gesucht. Allerdings aber hat Schmidt nie die auffassung begünstigt, als sei die vergleichende sprachwissenschaft nur dazu da, um die methode der sprachforschung festzustellen. Er hat auch da, wo ihn seine untersuchungen auf theoretische fragen führten, diese fragen nicht zunächst im interesse der methode, sondern zunächst im interesse der indogermanischen sprachgeschichte behandelt. Ihm gilt mit einem worte die methode nicht als selbstzweck sondern als mittel zum zwecke. Berechtigt das, ihn als einen gelehrten hinzustellen, der sich nicht über das detail zu erheben vermöge? Liegen die allgemeinen gesichtspunkte in unserer wissenschaft darin, dass man in betrachtungen über die methode dieser wissenschaft sich ergeht? Was würden die historiker sagen, wenn man ihnen zumutete, sie sollten historische untersuchungen nicht mehr mit der absicht treiben, die geschichte irgend einer epoche nach allen seiten hin aufzuhellen, denn das zeige nur sinn für detailgelehrsamkeit: sie sollten statt dessen die principien für die methode der geschichtsforschung festzustellen suchen!

Wenn die indogermanische sprachforschung in der art wie Schmidt sie betreibt, blosse detailforschung ist, dann bekenne auch ich mich gerne zur detailforschung und ich glaube, die mehrzahl der sprachforscher wird mit uns einverstanden sein. Um so mehr, als wir ja durch Brugmann erfahren haben (vgl. ob. s. 16), dass es bis vor kurzem in unsrer wissenschaft nur specialforscher gab. Alle sind nach Brugmanns urteile specialforscher gewesen, bevor die junggrammatische schule die brücke zur sprachphilosophie hinüber geschlagen hat. Wenn gelehrte wie Max Müller und Whitney in ihren bekannten werken die allgemeinen fragen der sprachwissenschaft zu klären gesucht haben, so bleiben sie trotzdem *specialforscher*, falls wir es nicht etwa vorziehen, sie ohne rücksicht auf ihre fruchtreiche wirksamkeit in der indischen philologie als *sprachphilosophen* zu bezeichnen. Eins von beiden dürfen sie nur sein, da die vereinigung der sprachphilosophie mit der detailforschung der junggrammatischen schule vorbehalten bleibt und dieser schule zur zierde gereichen muss. Und wenn Schmidt eine neue theorie über die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen aufstellt, und Paul die wesentlichsten

gesichtspunkte dieser theorie — freilich ohne Schmidt zu erwähnen — in seinen „Principien“ vorträgt (wobei doch wol nicht viel darauf ankommt, dass Paul sie ihres indogermanischen charakters entkleidet; auch Schmidt hat ja seine theorie nicht nur auf die indogermanische ursprache angewandt, sondern stets da, wo er auf die verwantschaftsverhältsnisse von sprachen oder dialekten zu sprechen kam, z. b. Voc. II 178 ff. auf die slavischen und ebd. s. 451 ff. auf die germanischen sprachen), dann haben wir Schmidt als detailforscher gering zu achten und haben Paul die ehre für das, was von Schmidt gefunden und bewiesen ist, in der weise zu geben, dass wir ihn als einen mann feiern, der die detailforschung mit der sprachphilosophie vereinigt.

Doch genug der abwehr gegen die übergriffe einer schule, deren führer immer deutlicher die absicht verraten, den lohn für die arbeit, die durch gemeinsames handanlegen der sprachforscher zu stande gebracht ist und zu stande gebracht wird, möglichst sich allein zuzuwenden.

Ich denke, Schmidt wird sich durch das gebahren der junggrammatiker nicht abhalten lassen, ruhig weiter zu gehen auf dem wege, den er in richtiger erkenntnis dessen, was unserer wissenschaft not tut, bisher verfolgt hat. Und ich denke, wir werden auch in zukunft als die eigentliche und dringendste aufgabe der vergleichenden sprachwissenschaft nicht allgemeine methodologische erörterungen, sondern die aufhellung der indogermanischen sprachgeschichte betrachten.

[Dieser aufsatz ist im sommer d. j. 1885 niedergeschrieben und hat inzwischen nur einige gelegentliche zusätze und änderungen erfahren.]

Druck der Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth in Göttingen.

Die

neueste Sprachforschung

und

die Erklärung des indogermanischen Ablautes.

Antwort auf die gleichnamige Schrift von Dr. Hermann Collitz

(Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1886).

Von

Hermann Osthoff.

Heidelberg.
Verlag von Otto Petters.
1886.

„Poscimur."
Horatius.

Seine letzte vierzig druckseiten umfassende abhandlung in Bezzenberger's beitr. z. kunde d. indog. spr. XI 203—242 »die neueste sprachforschung und die erklärung des indogermanischen ablautes« lässt herr H. Collitz auch als separate schrift (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's verlag. 1886) erscheinen. Da die arbeit für jeden, der die gegenwärtigen forschungen über den indogermanischen vocalismus auch nur oberflächlich verfolgt hat, sachlich kaum etwas neues bringt, so kann die separatveröffentlichung wol nur den einen zweck haben, durch ein veranlassen gegnerischer repliken die discussion über eine reihe persönlicher fragen, die dem verfasser am herzen liegen, nicht einschlafen zu lassen. In die flamme des streites um das mein und dein giesst Collitz neues öl, indem er durch masslose übertreibung des persönlichen verdienstes, welches einige bei ihm in hohen ehren stehende gelehrte sich um die jüngsten fortschritte der sprachwissenschaft erworben haben, und durch ungebührliche herabsetzung der leistungen einer verketzerten richtung (alias „schule") den widerspruch herausfordert. Dass gerade ich mich auf dem plane finden lasse, um den hingeworfenen fehdehandschuh aufzunehmen, geschieht nicht aus frivoler lust am tagesgezänk, welches ich im gegenteil je eher je lieber beseitigt sehen möchte, sondern weil ich im gegenwärtigen stand der dinge die besondere verpflichtung fühle, mit einem scherflein von eigener art, das

zur steuer der wahrheit und des „suum cuique“ beizutragen gerade ich in der lage bin, nicht länger hintan zu halten.

Es geht also wieder einmal über die „junggrammatiker“ her. Die armen! Sie haben „feinde ringsum“ und werden nun bald selber nicht mehr wissen, wo und wie sie eigentlich daran sind. Kaum ist ihnen von Berlin die lection widerfahren, dass alles wesentliche von ihrer methodologischen weisheit zwar richtig, aber nicht neu, sondern bereits von Schleicher gewusst und gelehrt worden sei[1]), so ergeht von Graz das verdict, dass „der einzige satz, den die sog. junggrammatische schule als ihr ausschliessliches eigentum betrachten dürfe, der von der ausnahmslosen wirkung der lautgesetze,“ durchaus unrichtig sei und geradezu „als ein hindernis für die wissenschaft erscheine.“[2]) Unmittelbar darauf erhebt wieder aus Halle ein streitbarer kämpe, eben Collitz in seinem jüngsten elaborat, das feldgeschrei in der von Berlin aus angegebenen tonart: „richtig, aber nicht neu!“

Ich denke, die junggrammatiker können sich diese tragikomische und lebhaft an das „prophete rechts prophete links“ erinnernde situation schon einstweilen als eine für sie ganz behagliche gefallen lassen und sich des wortes getrösten: viel feind, viel ehr! Wenn etwa eine objective künftige geschichtschreibung der heutigen sprachwissenschaft den spruch fällen sollte, dass auch hier wie so oft die wahrheit in der mitte liege zwischen den extremen, Schuchardt hüben und Schmidt und Collitz drüben, was könnte für uns jetzt von allen seiten ins gedränge geratende ein zufriedenstellenderes endergebnis sein?

---

1) Joh. Schmidt, Kuhn's zeitschr. XXVI 329. XXVIII 303 ff. deutsche litteraturz. 1885 sp. 340.

2) Hugo Schuchardt, Über die lautgesetze. Gegen die junggrammatiker. Berlin 1885 s. 1. 33.

Von einigem psychologischen interesse ist auch, was Collitz' stellung im kampfe anbetrifft, die an ihm nachgerade wahrzunehmende wandelung seines standpunktes, die unvermerkt und uneingestanden, wie es in gewissen kreisen heute mode ist, mit ihm vorgeht. Vor wenigen jahren bei seinem ersten ansturm gegen die von uns vertretenen grundsätze war Collitz[1]) noch so zu sagen ganz Schuchardtianer, so dass ihn auch Schuchardt[2]) gegen Joh. Schmidt als zeugen für die verwerflichkeit des die lautgesetze betreffenden dogmas der junggrammatiker aufrufen mochte. In gleichem sinne konnte G. Curtius[3]) in dem Collitz von früher seinen verbündeten im streite wider die „nuova fede" sehen. Wie erwünscht ist doch für die sache der junggrammatiker der zur rechten zeit durch höhere regie inscenierte nimbus der auctorität Schleicher's gekommen, von der gewisse leute nun ohne weiteres gläubig hinnehmen, was sie vorher nicht laut genug als junggrammatische verirrung brandmarken konnten!

Wie hinsichtlich der lautgesetze und ihrer auffassung Schleicher, so, scheint es nach Collitz, ist hinsichtlich der analogie Scherer bei den junggrammatikern zu kurz gekommen. Es ist doch, angesichts der bekannten an den verschiedensten orten in der jüngsten sprachwissenschaftlichen litteratur darüber gepflogenen auseinandersetzungen, eine mehr als dreiste behauptung, dass von der „fülle fruchtbarer gedanken über aufgabe und principien der sprachwissenschaft," die Scherer's buch »zur geschichte der deutschen sprache« enthalte, die „tragweite heut zu tage nicht nach gebühr anerkannt werde."[4]) Oder soll

1) Anz. f. deutsch. altert. u. deutsche litt. V (1879) s. 320 ff.

2) Üb. d. lautges. 14.

3) Zur kritik der neuesten sprachforschung. Leipzig 1885 s. 12.

4) S. 9 anm. Ich citiere nach dem separatabzug, die addition von 202 ergibt die seitenzahl des elften bandes der Bezzenberger'schen »beiträge«.

etwa dieser tadel nicht gerade an die adresse der junggrammatiker gerichtet sein? Dann könnten vielleicht diese sich damit einverstanden erklären. Mehr als andere sind wir mit Scherer, dessen frühzeitigen tod auch wir als einen schweren verlust für die wissenschaft empfinden, eine gute strecke weit zusammengegangen, so weit, als er uns der bahnbrecher eines gesunden methodologischen fortschrittes zu sein schien; und wir fühlten uns ihm erst von da ab fremd, wo in Scherer's grammatischem wirken die deutlichen symptome eines stillstandes zu tage traten.

„Eine fülle fruchtbarer gedanken über aufgabe und principien der sprachwissenschaft, deren tragweite heut zu tage nicht nach gebühr anerkannt wird," wäre auch in Paul's buche »principien der sprachgeschichte«, das so eben in zweiter auflage (Halle 1886) erschienen ist, zu erkennen gewesen; aber dazu ist leider die Collitz'sche parteibrille nicht scharf genug gewesen. Übrigens gereicht das geringschätzige achselzucken, das Collitz für Paul als „philosophischen kopf" hat[1]), nur jenem selber zur unehre. Solche schmälerung ist bedeutungslos gegenüber der würdigung, welche das Paul'sche buch verdienter weise auch auf seiten solcher beurteiler gefunden hat, die allem verdachte, durch das junggrammatische „vergrösserungsglas"[2]) zu sehen, fern stehen. Anerkannte auctoritäten in der psychologie wissen darin ein fundamentalwerk der neueren sprachwissenschaft zu schätzen, und selbst gegner Paul's, wie Schuchardt, halten mit ihrem unumwundenen lobe nicht zurück. Redet doch letzterer gelegentlich davon in ausdrücken wie: „Paul's »principien«, wo er so tief in das wesen der sprache eingedrungen ist"[3])

1) S. 16 ff.
2) S. 15.
3) Üb. d. lautges. 34.

und weiss an anderem orte[1]) die hämischen oder verständnislosen verkleinerer der Paul'schen leistungen mit dem „anzüglichen motto" Steinthals: „Denken ist schwer" zu treffen.

In dem bilde, das Collitz von der allmählichen umgestaltung der lehre über den indogermanischen vocalismus zu entwerfen sucht, treten die verdienste eines Humperdinck und eines Begemann etwas in den vordergrund gerückt entgegen[2]). Dass dazu einige berechtigung vorhanden war, mag zugegeben werden; jene mitbegründer der neueren vocaltheorie sind nicht immer mitgenannt worden, wo es angebracht gewesen wäre, auch ihrer und ihrer pionierarbeit zu gedenken. Vermisst wird aber anderes, das wol Collitz einfach entgangen ist, da wenigstens für eine absichtliche verschweigung in dem parteistandpunkte dieses herrn kein grund abzusehen ist. So fehlt ganz der name Lazarus Geiger's, welcher doch mehrere jahre vor Begemann und unseres wissens überhaupt als der erste die schwächen des alten gunasystems erkannte und dasselbe aus gründen, die wir auch heute noch für entscheidend halten, verwarf[3]).

War hier unvollständigkeit in der zeichnung des bildes zu rügen, so erweist sich nach anderen seiten hin dasselbe als geradezu verzerrt. Wenn ehedem auch Miklosich, wie Amelung, Humperdinck u. a., von einem *r*-vocal der indogermanischen grundsprache redete, so kann doch darum nicht jener berühmte slavist unbesehens unter

---

1) Slawo-deutsches und slawo-italienisches. Graz 1885 s. 6.

2) S. 20 f. 22. 28 f. 31 ff.

3) Vgl. Lazarus Geiger, Ursprung und entwickelung der menschlichen sprache und vernunft. I. Band. Stuttgart 1868 s. 164 ff. 429 ff. Begemann's buch über »das schwache präteritum der german. sprachen« erschien erst Berlin 1873.

die zahl der begründer der neuen vocalismuslehre mit aufgenommen werden. Die letzteren wurden von einer systematischen prüfung und consequenten einordnung der ablautserscheinungen dazu geführt, die reflexe einer ursprünglichen und altindischen sonantischen liquida auch in lautverbindungen des europäischen gebietes, die aus vocal und consonantischer liquida (griech. *αρ ρα, αλ λα,* germ. *ur, ul*) bestehen, wiederzuerkennen. Miklosich dagegen liess in lebenden slavischen sprachen vorgefundene und nachweislich modern entwickelte silbebildende *r* und *l* unvermittelt dem altind. *ṛ* zur seite treten. Es war, wie schon von anderer seite hervorgehoben worden ist[1]), „nicht ohne interesse für die geschichte sprachwissenschaftlicher theorien", dass um dieselbe zeit (1877), wo die übrige sprachforscherwelt durch genauere betrachtung des europäischen vocalismus dahin gelangte, der indogermanischen ursprache einen *r*-vocal in wurzel- und suffixsilben zuzuschreiben, Miklosich' anschauungsweise einen radicalen umschwung in entgegengesetzter richtung erfuhr, insofern er nun, „nachdem er den vocalismus der dem slavischen am nächsten stehenden europäischen sprachen erneuter forschung unterzogen", die ursprünglichkeit der wurzelgestalten wie *„br, ml, smrd, mlz"* zu leugnen anfing und „es ihm klar wurde, dass das silbenbildende *r, l* sich bei einem teil der Slaven unabhängig von dem der wurzel fremden, silbenbildenden *r, l* des altindischen entwickelt hat"[2]). Erhellt aus diesem vorgange oder aus der blossen möglichkeit desselben nicht zur genüge, dass Miklosich' frühere aufstellung ursprachlicher *r*- und *l*-vocale etwas grundverschiedenes war von der jetzt allgemein zu ehren

1) Leskien, archiv f. slav. philol. III 697.

2) Vgl. Fr. Miklosich, »Über den ursprung der worte von der form aslov. *trŭt*«, in den denkschr. d. kaiserl. akad. d. wiss. philos.-hist. cl. XXVII Wien 1878 s. 287 f.

gekommenen Amelung-Humperdinck'schen lehre? Und zeigt sich nicht die völlige schiefheit der Collitz'schen behauptung: „Seine [d. i. Miklosich'] ansicht ist von der heutigen sprachwissenschaft angenommen worden“ [1])? Wer sich noch weiter überzeugen will, wie beträchtlich Miklosich' auffassung der ablautserscheinungen von den bahnen der neuvocalisten abweicht, der lese nur das vorwort zu dem jüngsten Miklosich'schen werke [2]), wo die „absteigende“ vocaltheorie so rund und in bausch und bogen abgelehnt wird.

Nicht zu verwundern ist es, wenn in der Collitzschen skizze junggrammatisches nicht oder nur in sehr gedämpfter beleuchtung hervortritt. Das ist entweder völlig wertlose waare und findet darum noch nicht einmal die gnade einer blossen beiläufigen erwähnung, wie es z. b. meiner arbeit über »die tiefstufe im indogermanischen vocalismus« [3]) ergeht. Oder es fallen für die junggrammatiker mit rücksicht auf einige doch nicht ganz totzuschweigende leistungen, wie Brugmann's aufsatz »nasalis sonans in der indogermanischen grundsprache« [4]), höchstens einige brosamen gezwungenen lobes von der reichen tafel ab. So wenn eingeräumt wird, dass „die junggrammatische schule vor etwa einem jahrzehnt neben ihren unhaltbaren ansichten auch einige sehr dankenswerte beiträge zur erklärung des ablautes beigesteuert hat“ [5]); und Collitz „will selbstverständlich den mitgliedern jener partei nicht die verdienste streitig machen, die sie sich — ein jeder seinem wissen und können gemäss —

1) S. 28.

2) Etymologisches wörterbuch der slavischen sprachen. Wien 1886 vorw. s. III ff.

3) Morphol. unters. IV (1881) s. 1 ff.

4) Curtius' stud. IX (1876) s. 285 ff.

5) S 3.

um die vergleichende sprachwissenschaft erworben haben“[1]). Wie gütig! Die unbequemen genossen werden wenigstens nicht ganz von dem grossen Argonautenzuge zur gewinnung des goldenen vliesses der neueren vocaltheorie ausgeschlossen.

Als der „Iason“ aber, d. i. etymologisch »helfer, heilbringer«, wird einzig Joh. Schmidt gefeiert: das hauptaugenmerk des geschichtschreibers der ablautslehre ist darauf gerichtet, die lorbeeren, die sein Berliner herr und meister auf dem gebiete der neueren vocalismusforschung sich pflückte, unter das „vergrösserungsglas“ zu bringen. Da wird nichts vergessen; auch die unbedeutendste schriftliche oder mündliche äusserung Schmidt's wird sorgfältigst verzeichnet als ein schätzbarer beitrag zur förderung des werkes, an dem so viele köpfe, ein Schmidt aber in hervorragendem masse gearbeitet haben.

Mit besonderer geflissenheit lässt Collitz es sich angelegen sein, das sogenannte „palatalgesetz“, die erkenntnis, dass im indo-iranischen sich *c, j, h* aus *k, g, gh* ausser vor *i, ī* und *y* auch vor denjenigen *a*- und *ā*-lauten entwickelten, welche europäisch als *e* und *ē* erscheinen, als ein meisterstück antijunggrammatischer und vor allem Joh. Schmidtscher forschungskunst hinzustellen. Man liest darüber u. a. folgende bemerkungen. „Schmidt hat mit hülfe der von ihm gefundenen erklärung der arischen palatale den beweis für jene hypothese [von der ursprünglichkeit des bunten vocalismus der europäischen sprachen] geliefert. Seitdem kann zu den sicheren resultaten der vergleichenden sprachwissenschaft die wichtige erkenntnis gezählt werden, dass das vocalsystem der indogermanischen ursprache nicht bloss auf den drei sogenannten grundvocalen *a i u* sich aufbaut, sondern dass neben der *a*-reihe auch

---

4) S. 15.

eine *e*-reihe schon in der ursprache bestanden hat“ [1]). „Die junggrammatiker glaubten mit diesen seltsamen annahmen dasjenige erweisen und sich die priorität für dasjenige vindicieren zu können, was wir anderen mit dem palatalgesetz bewiesen haben“ [2]). „Es kann auf die dauer nicht verborgen bleiben, dass Schmidt — und nicht Brugmann [sic!] — das palatalgesetz gefunden hat, und dass die ursprünglichkeit des europäischen vocalismus gegenüber dem arischen durch dieses palatalgesetz und nicht durch Brugmanns unhaltbare annahme eines ursprünglichen mittelzeitigen vocales bewiesen ist“ [3]).

Also das palatalgesetz und immer wieder das palatalgesetz und Schmidt als der urheber desselben! Collitz ist hier Schmidt gegenüber so rührend selbstlos, dass er sogar allen eigenen anspruch auf die priorität dieser entdeckung ruhig fahren und seine verdienste um diesen punkt auf das bescheidenste in den hintergrund treten lässt: „Ziemlich gleichzeitig habe auch ich“ u. s. w. sind die worte [4]), mit denen das zeitliche verhältnis der Collitz'schen publicationen [5]) zu Joh. Schmidt's début in der palatalgesetzentdeckerrolle zart berührt wird. Hier ist sich übrigens Collitz nur consequent geblieben: auch bei früherer gelegenheit, als es ihm noch sehr darum zu tun war, Verner gegenüber „sich zu seinem teile sein recht zu wahren,“ verschlug es ihm nichts, sonst „bereit-

1) S. 1 f.

2) S. 2 anm.

3) S. 15 f. anm. 3. Ist etwa für Collitz, da er hier den namen Brugmann's in so sonderbare verbindung mit dem palatalgesetz bringt, die bündige erklärung dieses gelehrten, dass er die ehre, „der zahl der entdecker des ar. palatalgesetzes eingereiht zu werden“, entschieden ablehne (morphol. unters. III 107 anm.), nicht genügend gewesen?

4) S. 1 anm.

5) Bezzenberger's beitr. II 305. III 177 ff.

willig das vorrecht anderer anzuerkennen“ und besonders der noch nichts ahnenden mitwelt pflichtschuldigst die bedeutsame tatsache zu verkünden, „dass auch herr professor J. Schmidt diese erklärung der indoiranischen palatale gefunden und sie in seinen vorlesungen gelehrt hat, ehe auf dieselbe von mir [Collitz] hingewiesen wurde“[1]).

Indem ich zunächst noch davon absehe, ob Schmidt wirklich zu denen gehöre, die das palatalgesetz selbständig gefunden, erlaube ich mir zuvor die allgemeine frage aufzuwerfen: wodurch erwirbt man sich nach heutigen begriffen überhaupt ein recht, gerade als der erste finder einer wissenschaftlichen entdeckung gefeiert zu werden? Schwerlich doch dadurch, dass man, wenn bereits ein halbes dutzend leute über einen gegenstand, der „gewissermassen in der luft gelegen“ hat, geschrieben haben, hinterdrein mit der erklärung herausrückt: ich habe das auch gesehen und will es nun auch beweisen. Meiner ansicht nach auch nicht dadurch, dass man in solchem falle sich zu constatieren bestrebt: so lehre ich bereits „seit jahren in meinen vorlesungen“; eine wendung, der bekanntlich Joh. Schmidt mit vorliebe sich bedient, um den anschluss zu erreichen. Es begegnet wol manchem von uns, dass er beim mündlichen akademischen vortrage, etwa um der persönlichen anregung willen oder aus sonst einem grunde, auch einmal eine meinung zu äussern oder zeitweilig zu vertreten wagt, auf welche er sich mittels sofortiger veröffentlichung durch den druck noch nicht dauernder „festnageln“ lassen möchte. Soll das „schon seit jahren in meinen vorlesungen“ einmal zur herrschenden reclameformel werden, so gehe man doch auch gleich noch einen schritt weiter und citiere getrost — wofür wir ja auch bereits einen vorgang in den annalen der sprach-

1) Anz. f. deutsch. altert. u. deutsche litt. V (1879) s. 336 f.

wissenschaft haben[1]) — zu nutz und frommen der leser seite und paragraphenzahl des manuscriptes seines collegienheftes.

Auch die private mitteilung an befreundete fachgenossen gibt heutzutage, wo alles wissenschaftliche erzeugen so durchaus auf den markt der öffentlichkeit der presse angewiesen ist, allein noch nicht das privileg der finderschaft κατ' ἐξοχήν. Das berühmte germanische lautverschiebungsgesetz K. Verner's hat geraume zeit vor Verner's veröffentlichung desselben Sievers gesehen und in einem briefe an Braune diesem im jahre 1874 mitgeteilt[2]). Ist es etwa Sievers oder einem seiner freunde jemals eingefallen, darauf hin zu beanspruchen, dass der glänzende fund nunmehr den namen des „Sievers'schen" gesetzes erhalte? Wer hätte denn auch dafür gebürgt, dass nicht Sievers selbst seine brieflich geäusserte vermutung inzwischen verworfen oder wenigstens als zur publication noch unreif erachtet hätte?

1) Vgl. Götting. gel. nachrichten 27. febr. 1878 s. 169.

2) Der aufsatz Verner's in Kuhn's zeitschr. XXIII 97—130 ist „Kopenhagen, im juli 1875" datiert; das heft der zeitschrift, das zweite des betreffenden bandes, erschien im frühjahr 1876. Sievers' brief, durch Braune's im jahre 1873 geschriebene abhandlung »über den grammatischen wechsel« (Paul-Braune's beitr. I 513 ff.) veranlasst und das datum „Wehlheiden b/Cassel, 24/3 74" tragend, ist mir vor jahren von Braune gezeigt und jetzt wieder zur verfügung gestellt worden. Die in betracht kommende stelle des briefes lautet wörtlich: „Aber die verba auf *-ja*? Sollte man an den einfluss des accentes denken, denn die auf *-áyati*, *-ayati* haben ebenso den accent urspr. nach der stammsilbe wie die prät. pl.? Auch die part. prät. haben nach massgabe des wurzelvocals und der slaw. betonung *-énŭ* doch wol den accent wie **numánas* gehabt. Aber wie soll accent und erweichung zusammenhängen? Das *da* im part. prät. der schwachen verba wie **nas-i-dá-s* trifft freilich ebenfalls zu, vgl. skr. *uktá* usw., gr. πλεκ-τός usw., ebenso gr. -ικός = got. -**ei-ga-s* usw. Hols der teufel, dass wir immer noch keinen ansatz zu einer vernünftigen accentlehre haben, und wer soll deutsche lautübergänge verstehen ohne verständnis der accentsprünge?"

Zur geschichte des indo-iranischen palatalgesetzes, dessen vermeintliche entdeckung durch Joh. Schmidt so geräuschvoll von Collitz als die grundsteinlegung für das gebäude der neuen ablautslehre hingestellt wird, bin nun aber auch ich in der lage, hier einen beitrag zu liefern, der leider, um mit Collitz zu reden, „auf die dauer nicht verborgen bleiben kann".

Im anfang des wintersemesters 1876 auf 1877 erhielt ich als damaliger privatdocent in Leipzig besuch von Karl Verner und erfuhr bei dieser gelegenheit von ihm die erklärung der indo-iranischen palatale mittels der annahme, dass der europäische *e*-vocalismus als der ursprünglichere für die indogermanische grundsprache vorauszusetzen sei. Um dieselbe zeit wurde die entdeckung, sei es unmittelbar ebenfalls durch Verner oder mittelbar durch mich, meinen Leipziger freunden und fachgenossen (Brugmann, Hübschmann, Leskien, de Saussure und anderen jüngeren) bekannt. Einige zeit später, im januar 1877, war ich in Berlin und sprach auch bei Joh. Schmidt vor; es war das letzte mal, dass ich die ehre hatte, diesen gelehrten persönlich zu sehen. Wir hatten allerlei fachwissenschaftliche gespräche. Unter anderem kam die rede auch auf die frage nach den verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen sprachen, und Schmidt suchte meinen standpunkt kennen zu lernen, fragte, ob ich anhänger seiner continuitätstheorie sei oder am stammbaum festhalte u. dgl. mehr. Insbesondere knüpfte Schmidt dabei an seine abhandlung »was beweist das *e* der europäischen sprachen für die annahme einer einheitlichen europäischen grundsprache?« [1]) an. Dieser aufsatz, in dem der

1) Kuhn's zeitschr. XXIII 333 ff. Der band der zeitschrift trägt die jahreszahl 1877, das betreffende heft mit dem Schmidt'schen aufsatze war aber im laufe des jahres 1876 herausgekommen.

verfasser bekanntlich noch ganz in der alten verkehrten anschauung drin steckt, ja die einen unleugbaren rückschritt gegen Curtius, Fick u. a. bezeichnet, lag damals als ein novum unter den Schmidt'schen publicationen vor, und Schmidt schien mir im anfange unseres zusammenseins im wesentlichen noch auf dem boden der darin vertretenen ansichten zu stehen. Ich bemerkte ihm, dass ich hierüber seit kurzem völlig anders dächte als er, dass ich das *e*, welches nach ihm noch nicht einmal gemein-europäisch gewesen sein solle, oder wenigstens eine *e*-färbung des *a* für urindogermanisch hielte, der beweisende grund dafür liege in der palatalisierung der gutturalen im indo-iranischen. Darauf teilte ich Schmidt unter nennung des namens Verner mit, was ich von diesem erfahren hatte. Schmidt wurde nachdenklich, und eine seiner ersten erwidernden äusserungen war etwa: wenn das richtig sein sollte, dann würde freilich manches anders liegen, dann müsste man die und die erscheinungen nunmehr so und so erklären u. s. w. Wir besprachen dann noch eine anzahl einzelheiten, indem wir uns gegenseitig auf consequenzen des „Vernerschen" palatalgesetzes aufmerksam machten. Ich könnte auf wunsch aus der erinnerung noch einige der sprachformen nennen, um welche es sich dabei gehandelt hat. Kurzum, ich empfing und behielt in allem den eindruck, dass ich mit der mitteilung des Verner'schen fundes Schmidt etwas ihm bis dahin völlig neues gesagt habe.

Dass ich um die zeit meines gespräches mit Schmidt den standpunkt des ablehnenden verhaltens gegen ansichten wie die in seiner arbeit »was beweist das *e*?« niedergelegten bereits gewonnen hatte, geht auch aus einer noch in das jahr 1876 fallenden gedruckten bemerkung von mir hervor, die sich gegen die resultate jener Schmidtschen abhandlung wendet und bereits unter dem eindrucke des mir bekannt gewordenen palatalgesetzes niederge-

schrieben wurde [1]). Zu einer alsbaldigen öffentlichen kundgebung über das von Verner gehörte hielt ich mich nicht sogleich für befugt, um Verner's etwaigen eigenen publicationen nicht vorzugreifen. Erst später, 1878, als von Verner's seite immer noch nichts erfolgt war, glaubte ich bei der wichtigkeit der sache nicht länger zurückhalten zu sollen, und so veröffentlichte ich, was ich wusste [2]).

Über sein verhältnis zu der tatsache der entdeckung des palatalgesetzes hat sich Joh. Schmidt selber, wenn mir nichts entgangen ist, im ganzen zweimal öffentlich ausgesprochen. Zuerst in Kuhn's zeitschr. XXV 63: „Dass die *a*, vor welchen skr. *c*, *j*, *h* statt *k*, *g*, *gh* stehen, den europäischen *e* entsprechen und durch ihre ursprünglich zwischen *a* und *i* liegende klangfarbe den übergang der gutturalen in palatale bewirkt haben, lehre ich seit dem mai 1877 [von mir gesperrt, verf.] in meinen vorlesungen. Auf denselben gedanken sind auch andere gekommen und haben ihn bereits veröffentlicht: Collitz in Bezzenberger's beiträgen II, 305, ausführlicher III, 177 ff., Hübschmann ztschr. XXIV, 409 anm., Osthoff morphol. unters. 116 anm. Die beiden letztgenannten haben ihn von Verner mitgeteilt erhalten. Endlich F. de Saussure, mém. de la soc. de linguistique de Paris III, 369 (1878). Hätte mir daran gelegen, durch beibringen einer anzahl von beispielen die tatsache im allgemeinen festzustellen und formell ein prioritätsrecht zu registrieren, so wäre dies nicht schwer gewesen [von mir gesperrt, verf.]. Es schien mir aber geboten, nicht nur die erscheinung für Rigveda und Avesta im wesentlichen vollständig darzustellen, sondern auch, was viel schwieriger ist, die dem gesetze widersprechenden fälle zu erklären“ u. s. w. Sodann bei seiner

1) Verb. in d. nominalcomp. 168 anm.
2) Morphol. unters. I 116 ff. anm.

feierlichen aufnahme in die Berliner akademie der wissenschaften, am 3. juli 1884, bemerkte Schmidt, die „katastrophe“ in der forschung über das indogermanische vocalsystem hervorhebend, folgendes [1]): „Ein glücklicher fund, den ich mir nicht als persönliches verdienst anrechnen darf, da er gleichzeitig und unabhängig auch von anderen gemacht wurde, erschütterte dann die bisherige ansicht, dass der bunte vocalismus der Europäer aus dem einfarbigen der Arier hervorgegangen sei, in ihren grundfesten.“

Ich muss es andern überlassen, sich damit abzufinden, wie diese citierten aussprüche mit meiner obigen enthüllung in einklang zu bringen seien. Zu der letzteren selbst habe ich nur noch die erklärung hinzuzufügen, dass ich mich nur schwer und nach jahrelangem zögern zu ihrer veröffentlichung als zu einem abwehrmittel gegen fortgesetzte unqualificierbare angriffe und wahrheitsentstellungen entschlossen habe, dass ich mir der tragweite des vorhaltes, den ich Schmidt mache, wol bewusst bin und für die richtigkeit des mitgeteilten voll einstehe. Für Collitz und andere herolde Schmidt's wird aber, so hoffe ich, endlich wol die überzeugung dämmern, dass der Leipziger sprachforscherkreis von 1876 und 1877 nicht nötig gehabt hat, auf einen Schmidt oder Collitz als palatalgesetzentdecker zu warten, um sich seine ansichten über den indogermanischen vocalismus zu bilden; ferner dass zum mindesten i c h niemals veranlassung gehabt habe, gerade in Joh. Schmidt denjenigen zu sehen, dem vor allen anderen die ehre gebühre, für sich bezüglich dieser entdeckung „ein prioritätsrecht registrieren“ zu dürfen.

---

1) Vgl. sitzungsberichte d. kön. preuss. akad. d. wiss. zu Berlin 1884 s. 741.

Man könnte mir entgegenhalten: wenn auch nicht der eigentliche entdecker, so sei doch Schmidt jedenfalls derjenige, welcher das gesetz zuerst bewiesen und zu einem factor gemacht habe, mit dem nunmehr gerechnet werden musste. Ich vermag auch so viel nicht einmal unbedingt zuzugeben. Beweiskräftig sind allein die wenigen isolierten formen, wie aind. *ca* τε, *páñca* πέντε, *catvāras* τέτταρες; und indem ich auf diese, wie sie in meiner ersten gedruckten mitteilung des palatalgesetzes vorangestellt sind, so auch Schmidt gesprächsweise in erster linie hingewiesen habe, habe ich ihm doch wol mehr als bloss dürftige andeutungen gegeben. Die ausnahmen zu beseitigen — aind. *vácas* statt **vákas* ἔπος nach *vácasas* ἔπεος, *vácasi* ἔπει, *sácante* statt **sákante* ἕπονται nach *sácate* ἕπεται u. dergl. — dazu allein bedurfte es keines hervorragenden scharfsinnes. Immerhin wollen wir Schmidt das verdienst, dass er sich dieser aufgabe unterzogen, nicht streitig machen; es ist aber auch das einzige, das er sich um diese frage erworben hat.

Ich kann nicht umhin, auch noch folgendes hier zu bemerken. Ich gönne es jedem fachgenossen von herzen, wenn seine wirklichen verdienste ans licht gestellt werden, und bin auch meinerseits überzeugt, dass unsere wissenschaft dem scharfsinne Schmidt's, namentlich wo es sich um feineres détail handelt, viel zu verdanken hat. Nicht aber kann ich mich damit befreunden, dass die verherrlichung Schmidt's auf kosten von uns anderen geschieht, dass wir anderen wider gebühr niedergedrückt werden, damit er gehoben werde. Tatsache ist, dass dieser gelehrte seit Kuhn's zeitschr. XXV 1 ff. vieles von anderen gelernt hat; das ist ein allgemeiner empfundener eindruck, von dem doch gewiss die verschiedenen stimmen zeugnis ablegen, die Schmidt auf grund seiner neuesten arbeiten den junggrammatikern so nahe rücken, dass sie ihn bald

als „convertito“ [1]), bald auch als „einen gelehrten, der bekanntlich in ganz wesentlichen stücken der neuen lehre sich anschliesst“ [2]), bezeichnen oder gar neben Leskien, Brugmann, Osthoff ihn als einen „hauptträger der neueren schule“ [3]) hinstellen. Tatsache ist aber auch, dass Schmidt selbst es seit jener zeit überall ängstlich vermieden hat, seine anpassungen an fremde forschungsmethode und forschungsresultate bei dargebotener gelegenheit freimütig und neidlos einzugestehen.

Und jetzt zum schlusse noch einmal das so vielen staub aufwirbelnde palatalgesetz. Nach wem sollen wir es taufen? Collitz hat nach eigenem wiederholten zugeständnis später als Joh. Schmidt oder höchstens „ziemlich gleichzeitig“ mit diesem um das gesetz und seine gewinnung für die wissenschaft sich bemüht und verzichtet überdies ja auch freiwillig auf das recht der ersten entdeckerschaft. Ehe aber Schmidt „entdeckte“, war der fund nachweislich längst gemeingut einer grösseren zahl von sprachforschern in Deutschland geworden. Und zwar führen die weitest zurückliegenden spuren uns auf verschiedenen wegen nach dem norden hin. Für den Leipziger kreis von 1876, zu dem auch de Saussure gehörte, dürfte der Däne K. Verner wie gesagt, als letzte quelle zu betrachten sein. Dann bringt über beobachtungen, welche die herren E. Tegnér in Lund und V. Thomsen in Kopenhagen machten, jetzt Collitz einige dankenswerte mitteilungen, vornemlich gestützt auf briefliche äusserungen Thomsen's [4]). So würde ich denn vorschlagen: es heisse

1) F. G. Fumi, La glottologia e i neogrammatici. Napoli 1881 s. 70.

2) G. Curtius, zur krit. d. neuesten sprachforsch. s. 17.

3) Budenz bei Misteli in Lazarus-Steinthal's zeitschr. f. völkerpsych. u. sprachwiss. XIII 82.

4) S. 1 f. anm.; vgl. auch anz. f. deutsch. altert. u. deutsche litt. V 337.

das Tegnér-Thomsen-Verner'sche palatalgesetz; denn den anteil jedes einzelnen dieser drei nordischen gelehrten an dem funde genauer abzugrenzen werden wir, zumal da keiner von ihnen selber etwas darüber veröffentlicht hat, schwerlich im stande sein.

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning in Heidelberg.

Aus Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung Bd. 28 (1886), S. 303 ff.

Schleichers auffassung der lautgesetze.

»Nur derjenige vergleichende sprachforscher, welcher aus dem hypothesentrüben dunstkreis der werkstätte, in der man die indogermanischen grundformen schmiedet, einmal heraustritt in die klare luft der greifbaren wirklichkeit und gegenwart, um hier sich belehrung zu holen über das, was ihn die graue

[1]) *glaha* muss in dem lied den ort bezeichnen, wo die spieleinsätze *(kṛtâni)* deponirt werden.

theorie nimmer erkennen lässt, und nur derjenige, welcher sich für immer lossagt von jener früherhin weit verbreiteten, aber auch jetzt noch anzutreffenden forschungsweise, nach der man die sprache nur auf dem papier betrachtet, alles in terminologie, formelwesen und grammatischen schematismus aufgehen lässt und das wesen der erscheinungen immer schon dann ergründet zu haben glaubt, wenn man einen namen für die sache ausfindig gemacht hat: — nur der kann zu einer richtigen vorstellung von der lebens- und umbildungsweise der sprachformen gelangen und diejenigen methodischen principien gewinnen, ohne welche man überhaupt bei sprachgeschichtlichen forschungen keine glaubwürdigen resultate erreichen kann und ohne welche im besonderen ein vordringen in die hinter der historischen sprachüberlieferung zurückliegenden zeiträume einer meerfahrt ohne compass gleicht.« Diese gemeinschaftliche äusserung Osthoffs und Brugmanns (MU. I, 1878, s. IX) schien mir ziemlich unzweideutig auf den mann gemünzt zu sein, welcher vielleicht mehr lebende sprachen beherrschte und sprach als alle heutigen vergleichenden sprachforscher in Deutschland zusammen genommen, auf August Schleicher. Dass ich sie so verstand, habe ich ztschr. XXV, 3 gesagt. Da diese auffassung keinen widerspruch erfuhr, obwohl Brugmann MU. III, 1880, s. 98 anm. und 102 sich eingehend mit meinen sie enthaltenden worten beschäftigt hat, musste ich sie als richtig betrachten. Bald darauf brachte Delbrücks einleitung in das sprachstudium 1880 eine darstellung von Schleichers person und wirken, welche nicht nur mir sondern auch G. Curtius (liter. centralbl. 1880 sp. 1466) die verdienste dieses hervorragenden mannes nicht voll zu würdigen schien. Unter diesen verhältnissen hielt ich es für geboten, nachdrücklich darauf hinzuweisen, wie viel die heutigen sprachforscher, auch die, welche sich in der eingangs mitgetheilten weise über Schleicher geäussert haben, gerade ihm verdanken, dass nicht von ihnen, sondern von Schleicher die neugestaltung der sprachwissenschaftlichen methode herrührt, auf welcher der unterschied der neueren arbeiten von den früheren beruht. Es geschah in der deutschen litteraturzeitung 1881, 119 f. 263 f., ztschr. XXVI, 329, sitzungsber. d. kgl. preuss. akad. d. w. v. 3. juli 1884, s. 740 und der deutschen litteraturzeitung 1885, 340. An der zuletzt genannten stelle habe ich gesagt: »Schleicher

ierst lehrte, dass alle umgestaltungen, welche die indogermanischen worte von der urzeit bis auf den heutigen tag erlitten haben, durch zwei factoren verursacht seien, ausnahmslos wirkende lautgesetze und sie durchkreuzende falsche analogien, welche sich auch »schon in älteren sprachperioden geltend machten« (deutsche spr.[1] 1860, s. 60). Weiteren kreisen ist diese lehre durch Leskien vermittelt worden, welcher auch dem verf. [G. Curtius] für deren urheber gilt. In der art, wie sie die beiden principien handhaben, wie sie gesetze aufstellen, und unter welchen bedingungen sie einwirkungen falscher analogie annehmen, scheiden sich die einzelnen nachfolger Schleichers erheblich von einander, wie verf. wiederholt gezeigt hat.«

Darauf ist eine antwort von Brugmann erfolgt »zum heutigen stand der sprachwissenschaft«, anhang s. 129 f. Er sieht mit seinen freunden »Leskien als denjenigen an, der den grundsatz der ausnahmslosigkeit der lautgesetze zuerst aufgebracht und in die praxis eingeführt habe«. »Man ist versucht zu glauben, Schmidt wolle sagen, Schleicher habe den in rede stehenden grundsatz mündlich überliefert, eine vermuthung, die um so näher liegt, weil man sich vergeblich in Schleichers schriften nach einem ausspruch umsieht, den man mit der Leskienschen lehre zu identificieren berechtigt wäre. Ob das richtig ist, kann ich nicht untersuchen. Leskien, der mit Schleicher in intimem persönlichen verkehr stand, müsste es mindestens so gut wissen wie Schmidt.« Leskien hat sich in dieser frage überhaupt noch nicht geäussert, nicht er hat sich die urheberschaft der fraglichen lehre zugeschrieben, sondern seine freunde haben es gethan. Delbrück einleitung s. 60 drückt sich dabei sehr vorsichtig aus: »Der erste, welcher meines wissens die ansicht, dass die lautgesetze ausnahmslos seien, deutlich ausgesprochen hat, ist Leskien (die decl. usw. 1876 s. XXVIII und 1)«. Dies constatiere ich ausdrücklich, weil ich Leskien, den ich sehr hoch schätze, in keiner weise zu nahe treten will. Ich habe seine abhandlung in der Jenaer literaturzeitung 1877 art. 247 als »sorgfältige, methodisch vortreffliche untersuchung« gerühmt und erklärt, seine erörterung der methodologischen principien »könne auf den beifall aller besonnenen rechnen«. Ich habe vieles aus der schrift gelernt, aber nicht den eindruck gehabt, dass sie eine ganz neue, von der Schleicherschen wesentlich verschiedene forschungsmethode aufstelle. Denn

Schleicher »bekannte es gern, dass er ein sclave der lautgesetze wäre, welche er bis ins einzelste beobachtete« (ztschr. XVIII, 317 = K. Schl. beitr. VI, 253). Diese worte rühren zwar von mir selbst her, aber ich darf sie wohl als einwandfreies zeugniss hier anführen, da sie 1869, sieben jahre vor Leskiens abhandlung bald nach Schleichers tode unter der unmittelbaren einwirkung eines sechsjährigen innigen, vierjährigen fast täglichen verkehres niedergeschrieben sind. Täglich und stündlich schärfte Schleicher seinen schülern die ausnahmslosigkeit der lautgesetze ein. Es liegt auch ein gedruckter ausspruch von ihm schon aus dem jahre 1856 vor, auf welchen mich Felix Hartmann aufmerksam macht. Bei gelegenheit einer selbstcorrectur sagt Schl.: »Dieser fall ist sehr lehrreich, denn er zeigt, dass es vom übel ist deutungen gegen die lautgesetze zu unternehmen; ein punkt, gegen den so viel und so oft verstossen wird, weil es den meisten schwerer ankömmt einzugestehen: »das weiss ich noch nicht« als eine sünde gegen die sprachwissenschaftliche methode zu begehen« usw. (beitr. I, 49). Also die sprachwissenschaftliche methode war ihm schon damals ausnahmslose beobachtung der lautgesetze.

Die ganze wissenschaftliche persönlichkeit Schleichers ist ohne die theorie der ausnahmslosen lautgesetze geradezu undenkbar. Zum belege dafür setze ich zwei viel besprochene stellen aus seiner schrift »die Darwinsche theorie und die sprachwissenschaft« her. »Bei den naturforschern kann man einsehen lernen, dass für die wissenschaft nur die durch sichere, streng objective beobachtung festgestellte thatsache und der auf diese gebaute richtige schluss geltung hat; eine erkenntniss, die manchem meiner collegen von nutzen wäre. Subjectives deuteln, haltloses etymologisieren, vage vermuthungen ins blaue hinein, kurz alles, wodurch die sprachlichen studien ihrer wissenschaftlichen strenge beraubt und in den augen einsichtiger leute herabgesetzt, ja sogar lächerlich gemacht werden, wird demjenigen gründlich verleidet, der sich auf den oben angedeuteten standpunkt nüchterner beobachtung zu stellen gelernt hat. Nur die genaue beobachtung der organismen und ihrer lebensgesetze, nur die völlige hingabe an das wissenschaftliche object soll die grundlage auch unserer disciplin bilden; alles noch so geistreiche gerede, das jenes festen grundes enträth, ist jedes wissenschaftlichen werthes bar und ledig. Die sprachen sind

naturorganismen, die, ohne vom willen des menschen bestimmbar zu sein, entstunden, nach bestimmten gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben; auch ihnen ist jene reihe von erscheinungen eigen, die man unter dem namen »leben« zu verstehen pflegt. Die glottik, die wissenschaft der sprache, ist demnach eine naturwissenschaft; ihre methode ist im ganzen und allgemeinen dieselbe wie die der naturwissenschaften« (s. 6 f.). — »Diese kurze zeit von einigen jahrtausenden lehrt uns mit unumstösslicher gewissheit, dass das leben der sprachorganismen überhaupt nach bestimmten gesetzen in ganz allmählichen veränderungen verlaufe und dass wir nicht im entferntesten ein recht haben vorauszusetzen, dass dies jemals sich anders verhalten habe« (s. 10). Ohne auf die misverständnisse einzugehen, welchen diese äusserungen noch immer ausgesetzt sind und welche benutzt werden, um Schleichers methodologische verdienste zu verdunkeln, muss ich hier die frage aufwerfen, ob es nur im geringsten wahrscheinlich ist, dass ein so scharfer und vor keiner consequenz zurückschreckender denker, wenn er die ganze sprachentwickelung seit den ersten anfängen bis auf den heutigen tag als von naturgesetzen beherrscht auffasst, gerade die lautwandlungen, in welchen man zuerst das gesetzmässige erkannt hat, welchen er selbst die bezeichnung »lautgesetze« gegeben hat, deren »erklärung nur von der physiologie der sprachorgane erwartet werden kann« (deutsche spr.[1] 1860 s. 49), auf andere als naturgesetze, d. h. ausnahmslose gesetze, zurückgeführt habe. Lässt man die lautgesetze ausser betracht, dann ist es so ausserordentlich leicht Schleichers auffassung des sprachlebens zu widerlegen, dass man meinen sollte, Whitney, der so verfährt und sich dabei in den stärksten ausdrücken über dieselbe ergeht (oriental and linguistic studies, New York 1873, s. 298 ff.), hätte durch diese leichtigkeit selbst stutzig werden und sich fragen müssen, ob er denn wirklich alle gründe des gegners berücksichtigt und richtig verstanden habe. Die ausnahmslosen lautgesetze sind eben die grundlage aller lehren Schleichers.

Hat etwa G. Curtius, als er sechs jahre vor erscheinen von Leskiens declination dagegen polemisierte, dass man »die lautgesetze bisweilen allzu sehr gleichsam als einen fertigen codex gleich wichtiger und gleichmässig bindender bestimmungen betrachtete« oder »sich unter energischem pochen auf exacteste

gesetzeserfüllung zu anderen combinationen wendet, die leider zuweilen zwar von lautlicher seite wenig, desto mehr schwierigkeiten aber von andern seiten bieten« (über die tragweite der lautgesetze, ber. d. sächs. ges. d. w. vom 1. juli 1870 s. 3. 5 des sep.-abdr.), einen ritt gegen windmühlen unternommen? Hat er es nicht, so bestand die lehre von den ausnahmslosen lautgesetzen schon vor Leskien. Brugmann sagt: »Wie viel unsere wissenschaft Schleicher verdankt, wissen wir alle gerade so gut wie Schmidt [? s. o.], aber dass er neben Curtius, Corssen, Ebel usw. zu der frage der lautgesetze eine ganz besondere stellung eingenommen habe, die unsre heutigen anschauungen speciell vorbereitete, das beweise wer kann« (s. 135). Der beweis ist wohl geliefert. Speciell die polemik von Curtius gegen Schleicher (s. auch g. e.[5] 429) zeigt, dass zwischen Schleicher, Curtius, Corssen und anderen nicht besonders genannten, von welchen Schleicher sagt, dass sie »sich strenges festhalten an den lautgesetzen zum grundsatze gemacht haben« (comp. § 4 anm.), noch gradunterschiede der strenge bestanden Endlich darf unter den vorgängern von Leskien auch Scherer nicht vergessen werden: »Die veränderung der laute, die wir in beglaubigter sprachgeschichte beobachten können, vollzieht sich nach festen gesetzen, welche keine andere als wiederum gesetzmässige störung erfahren« (preuss. jahrb. 35, 1875, s. 107 = GDS.[2] 17).

Doch Brugmann, der sich »vergeblich in Schleichers schriften nach einem ausspruche umsieht, den man mit der Leskienschen lehre zu identificieren berechtigt wäre«, meint ein sehr einfaches mittel zur entscheidung der frage gefunden zu haben. »Die gedruckt vorliegenden lautgeschichtlichen untersuchungen Schleichers müssen zeigen, ob Schmidt recht hat oder nicht. Da braucht man sich nicht lange umzusehen, um zu erkennen, dass zwischen Schleichers verfahren und dem von Leskien und uns anderen jüngeren die wesentlichsten unterschiede bestehen, dieselben, die uns heute von Curtius trennen« (s. 131). Er führt dann aus Schleichers und meinen früheren schriften fälle an, in welchen einer von uns ausnahmen von den lautgesetzen zugelassen oder verschiedene umgestaltung eines und desselben lautes in verschiedenen worten angenommen hat, ohne den grund der verschiedenheit nachzuweisen u. dergl. m., also z. b. abulg. *nĕsŭ* aus **nessŭ* mit ersatzdehnung, aber *desĭnŭ*

aus **dessĭnŭ* ohne solche usw. »Jeder fragt hier doch: Wo bleibt die ausnahmslosigkeit der lautgesetze? Kann dies verfahren im ernst für dasselbe ausgegeben werden wie das Leskiensche, dem der gedanke zu grunde liegt, dass in derselben verkehrsgenossenschaft der unter gleichen bedingungen stehende laut zur selben zeit stets auch in derselben weise behandelt wird, und das die forderung in sich schliesst, für jede lautliche unregelmässigkeit eine erklärung zu suchen und, so lange eine plausible deutung nicht gefunden ist, die wissenschaftliche aufgabe für ungelöst zu halten?« (s. 134).

Rom ist nicht in einem tage gebaut. Die durchführung einer jeden theorie stösst in der praxis auf schwierigkeiten, welche erst nach längerer arbeit überwunden werden. Fast zwei menschenalter (1818—75) sind zwischen dem ersten erkennen und der ausnahmslosen feststellung des einen germanischen lautverschiebungsgesetzes verstrichen. Und eine theorie wie die der ausnahmslosigkeit aller lautgesetze, zu deren vollständiger durchführung jedes wort jeder indogermanischen sprache in allen überlieferten formen erklärt, jedes gesetz, welches in der ganzen zeit des sprachlebens gewirkt hat, sorgfältig ermittelt sein muss, sollte in wenigen jahren von einem oder einigen wenigen männern befriedigend mit allen thatsachen in einklang gebracht sein? Es wird noch manches wasser vom berge rinnen, ehe diese aufgabe gelöst ist, wenn sie überhaupt lösbar ist. Es fällt mir nicht im geringsten ein Schleicher oder mich vertheidigen oder entschuldigen zu wollen. Ja, wir haben auch unhaltbare erklärungen gegeben, noch weit mehr als Br. gesammelt hat. Wir sind unvollkommene menschen wie alle anderen, haben auch nie etwas anderes zu sein beansprucht. Brugmann giebt sich aber, um in seiner eigenen sprache zu reden, »einer groben selbsttäuschung« hin, wenn er mit geradezu verblüffender zuversicht behauptet, Leskien und er seien solchen fährlichkeiten nicht ausgesetzt. Er hätte »sich nicht lange umzusehen gebraucht«, um in Leskiens, seinen eigenen und seiner freunde schriften erklärungen zu finden, welche an denselben gebrechen leiden, ebenso gegen die lautgesetze verstossen oder ausnahmen von den lautgesetzen zulassen, wie die aus unseren schriften angeführten. Ich gebe was mir ohne weiteres suchen zur hand ist aus Leskiens declination: »Das schwinden des ursprünglichen

nasals im auslaute von accusativen wie *μητέρα* ist eine ausnahme von der allgemeinen regel« (s. 62). Im lett. acc. pl. *rûkas* ist ein »ungewöhnlicher«, »ausnahmweise früher ausfall des *n* anzunehmen« (s. 105), in lit. *akmũ* »ein singulärer abfall des *s*« (s. 20). Lit. *vilkù* aus **vilkam, *vilkami* = abulg. *vlŭkomĭ*, obwohl *akimì, sunumì* ihr *i* behalten haben (s. 74). Lit. **vežati* ward *véža*, dagegen *ésti* usw. behielten *ti* (s. 74). Aus *tásjām* ist abulg. *toję*, aber aus **dusjām dušą* geworden (s. 123). Aus dat. pl. *-mans* ward *-mŭ* (s. 4), aber aus **kamans kamy* (s. 14 f.). Urspr. anlautendes *e* ist im abulg. zu *je* geworden *jestĭ, ježĭ, jezero* usw., aber in *azŭ* durch **ē, ja* hindurch zu *a* (ber. d. sächs. ges. d. w. vom 10. mai 1884, s. 94). Brugmann lässt lit. *vèrcząs* part. praes. und *vèrtęs* part. perf. beide aus derselben grundform **vertians* hervorgehen (s. ztschr. XXVI, 331 ff.). In got. *qipra-*, angeblich aus **qaírþra-*, »ist das wurzelhafte *r* wegen der unbequemlichkeit der lautgruppe *rtr* ganz weggefallen« (stud. IX, 272), aber in *hairþra* trotz derselben geblieben usw. usw. Wer überflüssige zeit und geschmack an persönlichen streitereien hat, wird leicht ein langes verzeichniss von versehen aus Brugmanns und seiner freunde schriften herstellen können, welche um kein har breit entschuldbarer sind als die, aus welchen er uns einen strang dreht. Sonst pflegt, wer nicht den glanz seines lichtes auf kosten anderer zu erhöhen bestrebt ist, solche dinge, wo irgend möglich, mit stillschweigen zu übergehen, nur im stande der nothwehr sehe ich mich gezwungen, sie hier zu berühren. Brugmann selbst sagt: »Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, die consequenzen des Leskienschen [d. h. Schleicherschen] satzes seien von uns gleich von anfang an in der praxis stets in der schärfe gezogen worden, wie es sich gehört hätte. Auch hier gilt: nihil in natura per saltum« (s. 143 anm.). Mit welchem rechte verlangt er dann von Schleicher und mir diese schärfe, und zwar schon für eine zeit, in welcher so und so viele heute erkannte diese schärfe erleichternde gesetze noch unbekannt waren? Seine schrift schliesst: »Ich bitte Schmidt, er werde toleranter!« Wer um toleranz bittet, sollte doch selbst wenigstens gerechtigkeit üben, nicht für sich und seine freunde die weitgehendste nachsicht beanspruchen, dagegen bei uns die versehen zum prüfsteine unserer ganzen forschungsmethode machen. Hat Br. bewiesen, dass Schleicher und ich den grundsatz der ausnahmslosen lautgesetze nicht zur richtschnur unserer arbeit gemacht haben oder, wie Paul (liter. centralbl. 6. juni 1885 sp. 816) sagt, dass uns »der gedanke an eine consequente durchführung der lautgesetze noch recht fern gelegen hat«, dann hat er das gleiche auch für Leskien, sich selbst und seine freunde bewiesen, trotzdem er und die letzteren denselben beständig im munde führen.

Um misverständnisse zu vermeiden, erkläre ich ausdrücklich:

ich erkenne an, dass Leskien auf der besonders von Schleicher gewiesenen bahn selbständig weiter gegangen ist als unser lehrer, die consequenzen des grundsatzes bisweilen schärfer gezogen hat. Aber dass seine methode so ganz von der Schleicherschen verschieden sei, wie vielfach behauptet wird, vermag ich nicht einzusehen. »Nicht hat die neue schule nach langer finsterniss eine fackel emporgehoben, sondern schon vorher bestanden lichter und funken genug, die allgemach sich zusammenthaten und an einander schlossen und so den schein einer frisch aufgehenden sonne erzeugten, an deren licht alle unparteiischen sich freuen. Eine solche überzeugung würde wohl vieles zur sänftigung der gemüther beitragen, die im interesse der wissenschaft gar sehr herbeizuwünschen wäre.« So hat sich Misteli, der allen durch das auftreten der junggrammatiker veranlassten wirren fern steht, bereits im jahre 1880 geäussert (lautgesetz und analogie, ztschr. f. völkerps. u. sprw. XI, s. 408), bevor eine meiner oben verzeichneten hinweisungen auf Schleicher erfolgt war. So wird es wohl dabei bleiben, dass von Schleichers compendium die gegenwärtige aera der vergleichenden sprachforschung datiert.

In Brugmanns antwort ist noch eine thatsache richtig zu stellen. Er sagt: »Jeder, dem das wohl unserer wissenschaft am herzen liegt, muss darauf bedacht sein, dass jene einheit, von der ich oben s. 39 in anknüpfung an die beherzigenswerthen worte von Whitney sprach, bald zu stande komme. Kleine meinungsdifferenzen zwischen den einzelnen forschern werden freilich stets bleiben, das ist menschlich und nicht unnatürlich. Aber was soll das heissen, dass Schmidt nun schon seit jahren bemüht ist, die geringfügige differenz zwischen sich und vielen seiner mitforscher zu einem gewaltigen gegensatz aufzubauschen, als ob er der einzig gerechte sei und die andern nichts oder wenig taugten? Ich bitte Schmidt, er werde toleranter!« (s. 143 f.).

Was ist denn in wirklichkeit geschehen? Im juni 1878 haben Osthoff und Brugmann »die geringfügige differenz zwischen sich und vielen ihrer mitforscher« zum anlass genommen, um geräuschvoll aus der allgemeinen landeskirche auszutreten und sich nebst ihren freunden als besondere secte der »junggrammatiker« zu constituieren (MU. I vorw.). Am 5. aug. 1881 hat dann Paul unter androhung des verlustes der wissenschaftlichen ehrenrechte die aufforderung an mich erlassen, mich über mein verhältniss zu der neuen partei klar auszusprechen: »Bei Schmidt, Collitz und andern weiss man nicht, wie man mit ihnen daran ist. Wollen sie nicht in den verdacht kommen, dass ihre anfeindung der junggrammatischen richtung mehr von persönlicher rancune als von sachlichen motiven eingegeben ist, dann mögen sie sich über ihren principiellen standpunkt wenigstens in dieser frage einmal klar aussprechen« (PBr. VIII,

218 anm.). Seit constituierung der partei hatte ich geschrieben: zwei arische *a*-laute und die palatalen ztschr. XXV, 1 f., die herakleischen pluraldative auf *-ασσι*, ebenda s. 590, die germanische flexion des verb. subst. s. 592 f., die vertreter von urspr. *āv, ōv* in den german. sprachen XXVI, 1, die germanischen präpositionen und das auslautsgesetz s. 20 und die anzeige von Kluges beiträgen anz. f. deutsches altert. VI, 117 f. In allen diesen aufsätzen sehe ich mich vergeblich nach einer äusserung um, welche als »anfeindung der junggrammatischen richtung« gedeutet werden könnte. Meinungsverschiedenheiten zwischen mir und einzelnen der zur partei gehörigen herren habe ich allerdings mehrfach zu constatieren gehabt, dies aber überall rein sachlich und ruhig zu thun gestrebt, auch da, wo ich Sievers und mich gegen einen angriff Pauls zu vertheidigen hatte (ztschr. XXVI, 1 f.). Die beschuldigung der »anfeindung«, noch dazu der ganzen junggrammatischen richtung (den ausdruck »junggrammatisch« habe ich überhaupt erst gebraucht, nachdem er mir in Pauls aufforderung vorgeschrieben war) konnte und kann ich daher nur als völlig unbegründet ansehen. Trotzdem bin ich Pauls aufforderung bereitwillig nachgekommen, habe mich über meinen standpunkt klar ausgesprochen und an denselben spracherscheinungen, welche Brugmann kurz vorher benutzt hatte, um die vorzüge der junggrammatischen methode ins rechte licht zu setzen, gezeigt, wie ich sie von meinem standpunkte aus behandele, und zwar rein sachlich ohne jede persönliche polemik, wenigstens war dies mein ernsthaftes bemühen (ztschr. XXVI, 329). Damit habe ich es den herren aber wieder nicht recht gemacht. Statt anzuerkennen, dass ich nur der unter schwerer androhung von junggrammatischer seite an mich erlassenen aufforderung nachgekommen bin, gründet Brugmann auf den fraglichen aufsatz jetzt die beschuldigung, dass ich »mich bemühe, die geringfügige differenz zwischen mir und vielen meiner mitforscher zu einem gewaltigen gegensatze aufzubauschen«, und stempelt ihn zu einem acte der intoleranz. Paul aber tritt mit unschuldvoller miene hinzu, reibt sich die hände und schürt den brand weiter (liter. centralbl. 1885 sp. 816). Dabei stellen sich die herren als friedensengel hin, versichern, alles dies geschehe zum wohle der wissenschaft und bezwecke eine einigung der sprachforscher.

Johannes Schmidt.

Berichtigung.

S. 269 z. 12 v. u. statt »die vorennianischen exemplare« lies »die vorennianischer orthographie folgenden exemplare«.

YC 51669

LIBRARY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

LD 62A-50m-2,'64
(E3494s10)9412A